



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK  
DER  
UNTERHALTUNG  
UND DES  
WISSENS

PT  
1337  
B5  
1912  
PT.7



# Bücher-Sammlung

von





## Neue Romane beliebter Autoren:

**Fräulein Fähnrich.** Militärisch-humoristischer Roman von Frh. v. Schlicht. Mit mehrfarbigem Deckelbild von Ernst Heilemann. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Das Rätsel der Liebe.** Roman von Hans Reinhard. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Hiddensee.** Roman von Wolf Wilbrandt. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Das Rätsel von Kronfeld.** Roman von Georg Hartwig. (Emma Koppel). Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Familie Lorenz.** Neuester Roman von W. Heimburg. 6. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Die lustige Frau Regine.** Novellen von W. Heimburg. 5. Aufl. Geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

**Der Stärkere.** Roman von W. Heimburg. 4. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Der blaue Diamant.** Roman von Georg Hartwig. 2. Auflage. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Wär' ich geblieben doch!** Roman von Georg Hartwig. 2. Auflage. Geh. 3 Mark 50 Pf., eleg. geb. 4 Mark 50 Pf.

**Siegwart.** Roman von G. Werner. 3. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Gräfin Sibylles Heirat.** Roman von Henriette von Meerheimb (Marg. Gräfin Büchau). 2. Auflage. Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

**Die Erste Beste.** Roman von Hedwig Erlin. Geheftet 3 Mark 50 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

**Sinkendes Land.** Roman von Wilhelm Boeck. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Zurmschwalben.** Humoristischer Roman von Wilhelm Boeck. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Sei so wie ich.** Roman von S. von Sippel. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Fata Morgana.** Roman von Gustav Johs. Krauß. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

**Der Baquero.** Roman von Balduin Wöllhausen. Geheftet 4 Mark 50 Pf., elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

**Unter Schwarzwaldtannen.** Roman von Luise Westfisch. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

**Stumme Musikanten.** Roman von Luise Glaz. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

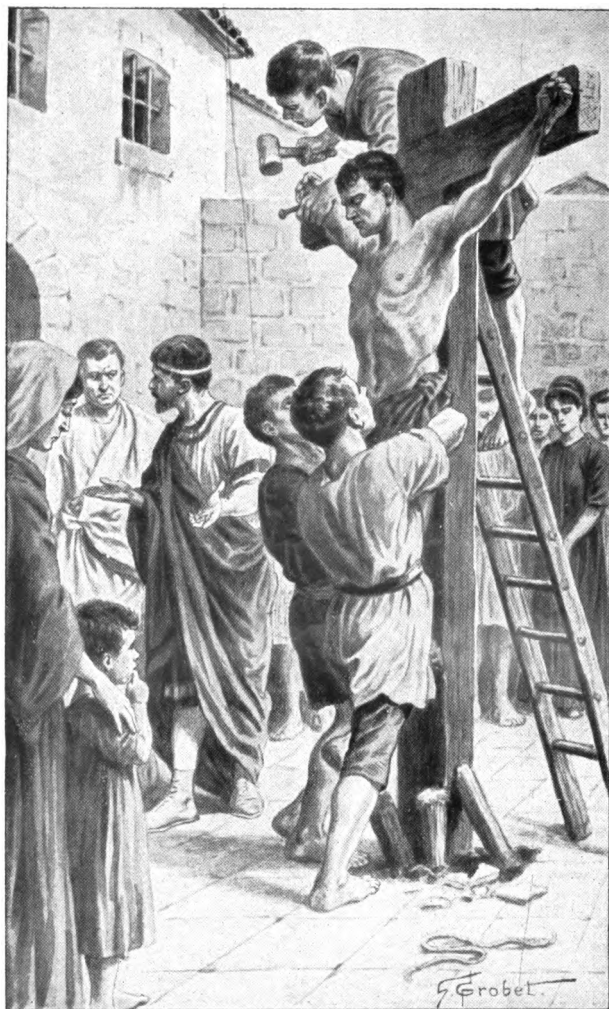
**Welche von Beiden?** Roman von Balduin Wöllhausen. Zwei Bände. Geheftet 6 Mark 50 Pf.

**Sabine Bucher.** Roman von Adelheid Weber. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Bibliothek  
der Unterhaltung  
und des Wissens**





Zu der Erzählung „Die glückliche Stunde“ von Otto Behrend.  
(S. 18)

Originalzeichnung von H. Grobet.

# **B**ibliothek der Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit  
Originalbeiträgen  
der hervorragendsten  
Schriftsteller und Gelehrten  
sowie zahlreichen  
Illustrationen



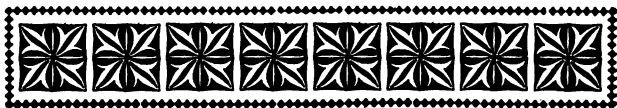
Jahrgang 1912 ♦ Siebenter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig



**Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart**



## Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
<b>Die glückliche Stunde.</b>	
Erzählung aus dem alten Pompeji. Von Otto Behrend. Mit Bildern von H. Grobet . . . . .	5
<b>Der Makel.</b>	
Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) . . . . .	26
<b>Optische Feuerwehrschnale.</b>	
Von Loth. Brentenborff. Mit 10 Bildern . . . . .	86
<b>Die tragische Note.</b>	
Novellette von Klara Blüthgen . . . . .	98
<b>Der gerichtliche Zweikampf im Mittelalter.</b>	
Von Wilhelm Fischer. Mit 13 Bildern nach Originalen . . . . .	131
<b>Ein Ehrenwort.</b>	
Novelle von R. Ortmanu . . . . .	148
<b>Aus dem Wellengrabe.</b>	
Von W. H. Geinborg. Mit 8 Bildern . . . . .	181
<b>Die Hauskaze und ihre Spielarten.</b>	
Von Th. Seelmann. Mit 9 Bildern . . . . .	193
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Ein berühmter Spionagefall . . . . .	203
Die Reisezette der Beni-Mjab . . . . . Mit Bild.	208
Ein sparjamer König . . . . .	209
Würmer als Perlenfabrikanten . . . . .	211

	Seite
Mexikanische Präsidenten . . . . .	212
Mann oder Weib? . . . . .	216
Mit 2 Bildern.	
Der erste Bettler auf der Greifswalder Die . . . . .	219
Wie der Kinematograph erfunden wurde . . . . .	220
Die Wahrheit über Freund Lampe . . . . .	222
Eine Raupenplage im Winter . . . . .	225
Respirator „Lungenheil“ . . . . .	226
Mit Bild.	
Eine folgenschwere Ohrfeige . . . . .	227
Sonnenmaschinen . . . . .	229
Bismarckerinnerungen . . . . .	230
Wie doch die Zeit vergeht! . . . . .	231
Eine Tiroler Gemeinde im peruanischen Hochlande . . . . .	234
Gutenbergs Werkstatt . . . . .	234
Mit Bild.	
Der Letzte vom Berufe seiner Väter . . . . .	236
Schreite leserlich! . . . . .	237
In griechischen Räuberhänden . . . . .	238
Kampf zwischen einem Gorilla und einer Bulldogge . . . . .	239
Eine Antwort in Zahlen . . . . .	240





## Die glückliche Stunde.

Erzählung aus dem alten Pompeji. Von Otto Behrend.

Mit Bildern  
von H. Grobet.

(Nachdruck verboten.)

Am Grabmal des Aibilen Terentius Felix außerhalb des Herkulaner Tores trafen sie sich. Nicht oft, denn es war nicht leicht für sie, sich zu gleicher Zeit einige freie Minuten zu verschaffen. Aber wenn sie sich trafen, dann war es ein Herzen und Rüffen, ein Plaudern, bald ernst, bald heiter, wie es die Art junger, lebensfreudiger Menschenkinder ist, die sich lieben.

Sie waren beide arme Sklaven, und doch machten sie sich glückliche Pläne für die Zukunft. Miccios Herr, Vibrius Saturninus, war Besitzer einer großen, gutgehenden Tuchwalkerei, der junge Miccio einer seiner geschicktesten Arbeiter, der bisweilen schon mit der Beaufsichtigung im Walkraum betraut wurde.

Im Scherzimmer arbeitete auch Plotilla, die von ihrer Herrin, einer alten Witwe, auf Lohn geschickt wurde. Wenn es Miccio möglich war, machte er sich im Scherraum einen Augenblick zu schaffen, um mit Plotilla einen Gruß zu wechseln oder sie wenigstens zu sehen. Aber er mußte vorsichtig sein, denn Saturninus liebte es nicht, wenn Unnötiges bei der Arbeit gesprochen wurde oder er gar Liebeleien bemerkte. „Dabei wird nichts fertig — arbeiten,

arbeiten!“ war seine ständige Mahnung. Er war nicht gerade hart, aber oft mürrischer Laune.

„Plotilla, mein Seelchen!“

Das hübsche, kräftige Mädchen flog in die ausgestreckten Arme des Geliebten.

„Ich warte schon so lange,“ fuhr er fort, „ich fürchtete schon, du kämst gar nicht mehr.“

Er zog die seinen Nacken Umklammernde in den Schatten des Grabmals und strich ihr das schwarze Haar aus der feuchten Stirn.

„Ich mußte so schrecklich laufen, Miccio. Die Herrin hatte so viel Arbeit für mich, als ich nach Hause kam. Ich verzweifelte schon daran, überhaupt wegzukommen. Das hätte ich aber nicht ertragen. — Oh, wie sehne ich mich immer nach dir!“

Sie drängte Miccio zum Sitzen auf die steinerne Einfassung des Grabmals und huschte auf seinen Schoß. Sie barg ihren Kopf an seiner Brust. „Mein Miccio — mein lieber Miccio!“

„Lilla, Lilla — oh, wie ich dich liebe!“ Er bog ihren Kopf zurück und küßte sie auf den Mund. Dann sah er ihr in die Augen.

Da schossen ihr helle Tränen hervor, und nun richtete er ihren Kopf ganz auf und legte den Arm um ihre Schultern.

„Höre mir zu,“ sprach er und erzählte ihr, was er ihr schon so oft erzählt hatte. Saturninus müsse zur alten Ceja gehen und Plotilla kaufen. Er, Miccio, habe sie ihm schon als geschickte Arbeiterin gelobt — und wenn sie dann demselben Herrn gehörten, sei schon viel gewonnen. Dann werde er eine Gelegenheit abpassen — er stehe ja in der Gunst seines Herrn —

und bitten, ob er sie heiraten dürfe. Und dann sei ja alles nur Glück und Wonne, und sie wollten auch schaffen, jedes für zehn, und vielleicht könnten sie sich fürs Alter noch einmal die Freiheit verdienen durch



befondere Hingebung, Arbeitsamkeit und Treue. Und wenn auch das nicht, es sei doch schon des Glückes genug, wenn sie sich, der gleichen Sklavenfamilie angehörend, heiraten könnten.

„Und wie ich dich,“ schloß er, „jetzt hier sehe, süße Tilla, dein schwarzes Haar, deine Augen wie die Nacht, deine roten Lippen, die Zähne gleich Perlen, dein

Lächeln — sieh nur, da lächelst du schon wieder — das Grübchen im Rinn, deine weißen Arme — o mein Seelchen, so will ich dich immer sehen, jeden Tag, bis unser Haar grau ist und wir auf ein glückliches Leben zurückschauen. Glaube mir, unsere glückliche Stunde kommt.“

Das Mädchen hatte sich beruhigt. „Ja, Miccio, ich will mich gedulden,“ sagte sie vor sich hin nickend. „Die glückliche Stunde muß ja kommen. Ich will warten. Ich werde den Göttern Blumen bringen, daß sie uns hold sind.“

Bald waren sie wieder ganz fröhlich und plauderten weiter von der Zukunft.

„Es wird Zeit, Tilla,“ mahnte endlich der junge Sklave sich erhebend; „wir dürfen uns nicht veräußen.“

Mit herzlichem Kuß nahmen sie Abschied voneinander. Dann eilte Plotilla davon, noch oftmals zurückblickend und winkend.

Miccio sah ihr nach, solange er konnte.

Ach, gar viele Wenn mußten noch erfüllt werden, bis Miccio und Plotilla zur heißersehnten Vollendung ihres Glückes gelangen konnten.

Aber Fortuna schien ihnen zu lächeln. Der Tuchwaller Saturninus vergrößerte seinen Betrieb, und da stand er sich besser, wenn er noch mehr Sklaven und Sklavinnen ankaupte, als solche nur für Lohn beschäftigte. Miccio benützte die Gelegenheit und brachte Plotilla in Vorschlag.

Saturninus hieß ihn sie herbeiholen. Er kannte ihren Namen zwar aus den Rechnungstafeln, hatte aber noch nicht weiter auf sie geachtet.

In begreiflicher Erregung, zitternd in Hoffnung und Bangen, führte Miccio die Geliebte in die Schreibstube des Herrn.

Dieser musterte das blühende, kräftige Mädchen mit einem langen Blicke.

„Du gehörst der Witwe Ceja?“



„Jawohl, Herr.“

„Wie lange arbeitest du schon bei mir?“

„Mehr als ein Jahr.“

„Miccio lobt dich als arbeitsam und anständig. Du scheinst gesund und kräftig. Ich beabsichtige dich zu kaufen.“

„O Herr —“ im seligsten Entzücken warf Plotilla



sich vor Saturninus nieder und küßte den Saum seines Gewandes.

„Steh auf!“ befahl er lächelnd. „Glaubst du, daß deine Herrin dich verkaufen wird?“

„Ich glaube es, Herr.“

Saturninus sah das Pärchen forschend an, bemerkte auch wohl Miccios in zitternder Erregung glühende Wangen. „Liebeleien aber gibt's nicht, das merkt euch,“ sprach er, „da kenne ich keine Nachsicht.“

Diese Worte waren ein Dämpfer auf die Freude der Liebenden, doch alles trat zurück vor der ersten wichtigsten Frage des Kaufes.

Diese löste sich günstig, denn in den nächsten Tagen schon wurde der Handel abgeschlossen. Billig erhielt Saturninus die neue Sklavin nicht, aber es steckte dafür auch eine gute Arbeitskraft in ihr.

Für Miccio und Plotilla begann, trotzdem sie die erste Stufe zu ihrem Glück erstiegen hatten, doch eine schwerere Zeit als früher. Sie saßen und sprachen sich zwar öfter außer der Arbeitszeit, da sie nun zu einer Familie gehörten, gemeinsame Mahlzeiten hatten und im gleichen Hause wohnten, aber da gab es höchstens einen Händedruck, einen verstohlenen Kuß — sie mußten sehr auf ihrer Hut sein. Am Grabmal des Terentius trafen sie sich nur noch sehr selten, da es schwer für sie war, zu gleicher Zeit Ausgang zu erhalten. Sie durften den Aufseher nicht mißtrauisch machen.

Aber sie harrten in Geduld, und am Tage nach den Saturnalien, wo die Sklaven sich einmal den Anschein der Herren geben durften, faßte Miccio noch im Frohgefühl der kurzen Ungebundenheit sich ein Herz, den Herrn zu fragen, ob er Plotilla heiraten dürfe.

Der Herr war an den Saturnalien immer sehr gnädig gewesen, das hatte ihm Mut gemacht.

Saturninus sah ihn scharf an und überlegte. „Schon vier Sklavenkinder laufen mir herum,“ sagte er. „Es wird mir zu viel. Doch wenn die jüngsten zur ersten Arbeit fähig sind, dann mag's sein. — Also in zwei Jahren etwa, denke ich.“

Damit war Miccio entlassen. Es war zwar durchaus nicht die ersehnte Entscheidung, denn zwei Jahre sind eine gar schmerzliche Frist für ein junges liebendes Paar. Aber ein klares Ziel stand doch nun vor ihnen. So jubelte er, als er Plotilla die Antwort des Herrn mitteilte. Er kam erst am Abend dazu, kurz vor der Schlafenszeit.

Plotilla hörte nur — zwei Jahre. Sie ließ sich auf einen Säulenvorsprung nieder, krampfte die Hände im Schoß zusammen und weinte. Zwei Jahre. Wie sollte sie das noch ertragen, täglich, stündlich so nahe dem Geliebten.

Miccio schlich sich hinweg, um nicht mit ihr betroffen zu werden. Unsagbar schwer war sein Herz geworden.

Plotilla weinte die ganze Nacht auf ihrem Lager, auch Miccio lag schlaflos. Mit Bangen blickte er in die Zukunft.

Als anderen Tages die helle Sonne lachte, ward Plotilla ruhiger, und ihr Entschluß stand fest, geduldig zu harren, ohne dem Geliebten das Herz zu bedrücken. Miccio freute sich, als er sie so gelassen sah und sie ihm unter herzlichem Händedruck klar ins Auge blickte und sagte: „Wir warten — auch zwei Jahre vergehen.“

---

Geduldig harreten fortan die Liebenden; erst zählten sie die Monate, dann die Dekaden, dann die Tage.

„Noch einundvierzig Tage!“ sprach Miccio eines

Morgens, als er an die Arbeit ging, zu Plotilla und rieb sich glücklich die Hände.

Noch einunddreißig Tage wollten sie warten, dann wollte Miccio den Herrn an sein Versprechen erinnern. Lentula, das jüngste Sklaventkind, war dann sieben Jahre alt, sie leistete schon seit einiger Zeit leichtere Dienste in der Küche.

„Bist du nicht glücklich, Tilla? Nur noch einundvierzig Tage! Und heute mittag ist schon wieder ein halber vorüber. — Doch was hast du, was blickst du so ängstlich?“

„Priscus,“ flüsterte das Mädchen, sich scheu umsehend.

„Was ist's mit ihm?“

„Er wird es nicht erlauben — ich fühle es. Er ist dir nicht wohlgesinnt.“

Alles Blut erstarrte Miccio im Herzen; wie betäubt stand er, regungslos Plotilla neben ihm.

Das zweite Zeichen ertönte und schreckte sie auf — es war höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen.

Sehr langsam nur arbeitete der sonst so rührige Miccio heute. Schwere Gedanken bewegten ihn, wie Bergeslast lag es ihm auf dem Herzen. „Priscus wird es nicht erlauben,“ hatte Plotilla gesagt. Immer und immer wieder hallten diese Worte in ihm auf, dunkel wurde es ihm oft vor den Augen, und stechenden Schmerz fühlte er in den Schläfen. „Priscus wird es nicht erlauben!“

Wenn das keine Täuschung war — und Plotilla sah scharf, das wußte er, dann — er konnte es nicht ausdenken — dann war alles verloren. Seine Fäuste ballten sich, krampfhaft bohrten sich die Nägel ins Fleisch.

Priscus war der Neffe des Saturninus, seit kurzem

als Teilhaber in die Walkerei aufgenommen, ein herrischer, finsterner Mann.

„Bist du krank, Miccio?“ fragte der Aufseher, der dem sonst stets so eifrigen Sklaven gutgesinnt war.

„Mir schwindelt es so im Kopf —“

„Wirfst dich gestern bei dem Regenguß erkältet haben — geht schon vorüber.“

Der Aufseher wandte sich wieder ab.

„Priscus wird es nicht erlauben!“

Nach und nach rang sich ein klarerer Gedanke in des unglücklichen Miccios Hirn frei. Saturninus, der Herr, war, wenn auch ernst und streng, so doch immer gütig gegen ihn gewesen. An ihn mußte er sich wenden — gleich, heute noch, ohne Verzug. Vielleicht gab es bei ihm noch Rettung.

Gleich nach der Arbeit vor dem Mittagsmahl ließ er sich bei ihm melden.

Lange dauerte es, bis der Vielbeschäftigte vom Schreibtisch aufsaß.

Bitternd stand Miccio, kalter Schweiß lief ihm am Körper nieder.

„Was willst du?“

„Herr —“ ihm blieb das Wort in der Kehle stecken.

„Was soll das Gestammel?“

„Herr — du hattest die Gnade — du sagtest — ich dürfte die Plotilla heiraten, wenn das jüngste Sklavenskind arbeiten könne. Schon viel hilft die kleine Lentula in der Küche.“

Saturninus hatte nur halb hingehört, denn er hatte andere Dinge im Kopf. Erst allmählich kamen ihm die Worte Miccios zum Verständnis.

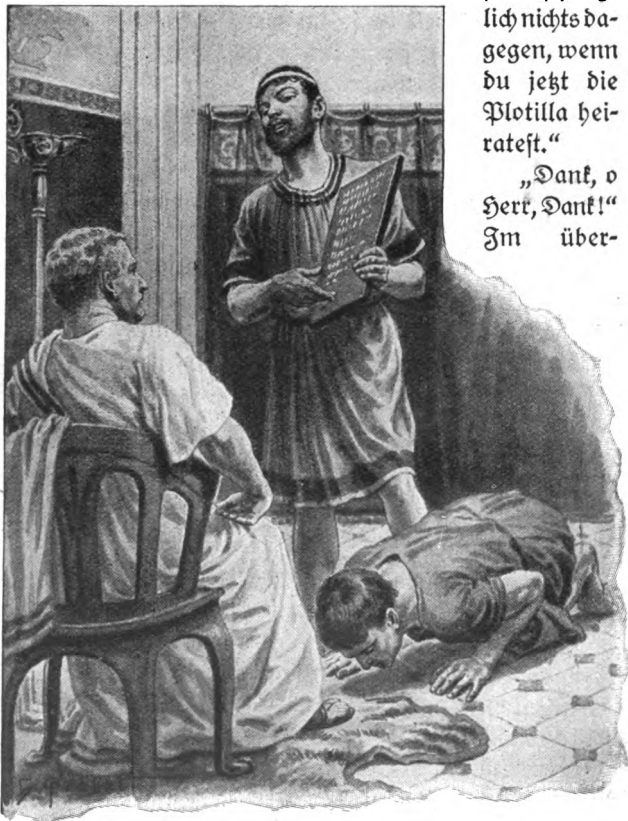
„Also das habe ich gesagt? Ich erinnere mich nicht —“

„Töte mich, o Herr, wenn ich lüge.“

„Nur langsam, Miccio“ — Saturninus lächelte — „ich glaube dir schon, und ich werde einmal mit meinem Neffen Priscus sprechen, wie der darüber denkt. Ich

habe schließlich nichts dagegen, wenn du jetzt die Plotilla heiratest.“

„Dank, o Herr, Dank!“  
Im über-



quellenden Gefühl warf sich der Sklave zu den Füßen seines Herrn nieder.

In diesem Augenblick trat Priscus ein, der Neffe, ein stattlicher junger Mann, eine große Schreibtafel

in der Hand. Er schob den vor seinem Oheim liegenden Sklaven mit dem Fuß beiseite, ohne ihn weiter zu beachten. „Ich habe mir noch einmal genau vormessen lassen, Oheim — sieh hier. Oder hast du mit dem da noch was zu sprechen?“ Er wies auf den Sklaven.

„Nein, du kannst gehen, Miccio. Es ist weiter nichts, er hat mich nur gebeten, die Plotilla heiraten zu dürfen.“

Miccio erhob sich taumelnd. Furchtbare Angst hatte ihn wieder beim Eintritt des Priscus gepackt. Doch an wortlosen Gehorsam gewöhnt, war er im Begriff sich zu entfernen, als ihn Priscus anrief.

„Was — die Plotilla willst du heiraten, die aus dem Scherzimmer? Bist wohl von Sinnen — das hübsche Ding und so ein schwarzes Tier wie du! Da wird nichts draus. Das macht sie zum Arbeiten nicht flinker. — Was stehst du noch?“ herrschte er den unglücklichen Sklaven an. „Hast du keine Ohren — es wird nichts draus. Und nun packe dich endlich!“

Seiner Sinne kaum mächtig, wankte Miccio hinaus. Die ihn draußen sahen, entsetzten sich über sein aschfales Gesicht. Wie ein Betrunkener schwankte er.

„Ich bin krank — laßt mich, laßt mich — ich bin krank,“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, schleppte sich in den Schlafrum und warf sich nieder. —

Saturninus hatte kein Wort gesagt, denn er stand unter dem Einfluß seines Neffen. Der wollte nicht, und da konnte eben die Sache nicht mehr in Frage kommen.

Und doch fiel ihm nachmittags, als er durch die Arbeitsräume schritt, Miccios fahles Aussehen auf, der verstörte Blick, den er ihm entgegenrichtete.

Saturninus war gütig. „Miccio,“ sprach er, „ge-

dulde dich. Mein Neffe ändert mit der Zeit vielleicht seine Meinung.“

Miccio, der im Walktessel stampfend hin und her trat, hielt inne, als der Herr ihn anredete. „Ich danke dir, Herr,“ sprach er jetzt nach alter Gewohnheit vom ersten Kindeslallen an. Doch tonlos klang es.

Saturninus ging weiter. Gleichmäßig stampfte der Sklave wieder hin und her.

Abends warfen sich Miccio und Plotilla nach flüchtiger Verständigung vor Priscus nieder. Ein wenig Hoffnung lebte doch noch in ihnen.

„Was wollt ihr?“ herrschte Priscus sie an.

„Gnade, Herr!“

„Ah, ihr seid's, die ihr euch heiraten wollt! Das gibt's nicht, schlagt euch das nur aus dem Sinn. — Weg, du Wicht“ — er stieß den jammernden Miccio mit dem Fuß ins Gesicht — „laß meine Toga los! Und wenn denn durchaus geheiratet sein muß, Mädchen, suche ich dir einen hübscheren Kerl aus als den schwarzen Molch da. Für den bist du zu gut, so ein reizendes Ding, das wahrlich eher den Ruf eines römischen Bürgers verdiente.“

Lachend hob er ihr das Kinn und küßte sie auf den Mund.

Das war zu viel für Miccio, schwarze Wellen schossen ihm über die Augen, seiner selbst nicht mehr mächtig, sprang er auf und packte Priscus an der Schulter.

Doch nur ein kurzer wahnsinniger Griff war es, dann ließ er ab, selbst entsetzt über das Ungeheuerliche seines Beginns.

---

Wie Gewitterschwüle lag es über dem Hause des Saturninus. Ein Sklave hatte die Hand gegen seinen Herrn erhoben!

Die Peitsche in der Faust gingen die Aufseher, zwei Freigelassene, umher. Grabesstille herrschte in den Räumen der Sklaven, nur angstvolles Schleichen, verstörte Blicke — kaum ein Atemzug hörbar.

Das Udenkbare war geschehen — ein Sklave hatte die Hand gegen seinen Herrn erhoben!

Noch am Abend wurde im kleinen Hofe vor den Fenstern der Schlafräume das Kreuz aufgerichtet. Sie sahen es alle mit todesbleichen Gesichtern. Kaum einer schloß in der Nacht ein Auge.

Im Keller lag Miccio in Eisen an die Wand geschmiedet.

„Erbarmen!“ hatte Plotilla noch einmal zu Priscus gefleht.

„Er stirbt,“ hatte dieser geantwortet und war kalt seines Weges gegangen, die Sklavin, die schluchzend zusammenbrach, nicht weiter beachtend.

---

Rahl und frostig lag der kleine, von Mauern umgebene Hof in der Frühe des Morgens; noch erreichte ihn die Sonne nicht. Versammelt stand die ganze Familie der Sklaven, eine Herde bebender Unglücksgehalten.

Saturninus und Priscus kamen mit den freien Bewohnern des Hauses. Auf einen Wink wurde Miccio hereingeführt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, nur einen grauen Schurz um die Hüften. Er ging festen Schrittes mutig dem Tod entgegen. Was war der Tod, was alle Qual, die er erdulden sollte, gegen die Qualen der Vernichtung seiner ganzen Hoffnung. Er ging leicht und frei der Erlösung entgegen — der Schlag, der ihn getroffen, war zu schwer, die Nerven lagen wie erstarrt.



Einen schnellen Blick sandte der Verurteilte in die Runde und atmete auf. Plotilla war nicht zugegen.

Im tiefsten Schweigen wurde er zum Kreuze geführt. Dem Sklaven, der die Hand gegen seinen Herrn erhoben hat, gebührt kein Wort mehr.

Sie durchschnitten die Fesseln der Hände und hoben ihn ans Kreuz. Weit reichten sie den linken Arm, dumpfe Hammerschläge ertönten, scharf fuhr der Nagel durchs Fleisch, rinnend tropfte Blut.

Kein Laut entrang sich der Brust des Gemarterten, fast strahlend blickte sein Auge zum Himmel.

Ein menschliches Gefühl packte den finsternen Priscus.

„Halt!“ gebot er plötzlich, als gerade der zweite Nagel an die rechte Hand gesetzt wurde\*). Sie hielten inne. Er wandte sich zu seinem Oheim und flüsterte mit ihm — eine lange, furchtbare Zeit. Schwer war die Überredung, denn ein Sklave hatte die Hand gegen seinen Herrn erhoben.

Wie Grabeschauern zitterte es über der Schar der Sklaven. Fest hielten sehnige Arme den Mann gegen das Kreuz gedrückt.

Da trat Saturninus vor, hoch hob er die Hand.

„Löst den Nagel,“ gebot er, „und bringt den Verbrecher in den Kerker zurück. Auf Wunsch meines Neffen Priscus begnadige ich ihn zum Verkauf in die hispanischen Bergwerke.“

Ein quellendes Aufatmen im erdrückenden Schweigen des kleinen, menschengefüllten Hofes.

Ein langsamer, schleichender Tod für die Qual weniger Stunden, nichts weiter bedeutete es — und doch ging ein Aufatmen durch die Herzen der Elenden. — —

---

\*) Siehe das Titelbild.

Fern in Hispanien lag in einem rauhen Hochtale der Pyrenäen eine Ansiedlung dürftiger Hütten, aus denen sich nur ein einziges, fest aus Steinen gefügtes Gebäude hervorhob inmitten riesiger Haufen aus Trümmergestein. Verkümmerte Bäume an den steinigten Hängen, hartes Gras auf der Talsohle, in dem einige magere Maultiere und Ziegen ihre spärliche Nahrung suchten. Schwarz gähnte die Öffnung der Einfahrt ins Bergwerk.

Dort arbeitete eine Schar von Männern unter Aufsicht einiger bewaffneter Wächter, das geschürfte Gestein sondernd nach der Brauchbarkeit. Es waren ihrer nicht viele, die meisten schafften unter der Erde vom Morgen bis zum Abend in dumpfer, feuchter Luft, in ewiger Nacht, die nur der kärgliche Schein der Grubenlichter durchbrach. Ab und zu wurde ein Wagen holpernd aus dem schwarzen Schlunde hervorgehoben, entladen und wieder vom Schlunde verschlungen. Kein lautes Wort, kein Lachen bei der Arbeit — selbst das leichteste Blut erstarrte hier.

Nur zweimal im Monat war mehr Leben für einen Tag. Dann traf um Mittag der lange Wagenzug der Rärner ein, die die Erze zur Küste hinabbeförderten. Das war die einzige Verbindung mit der Außenwelt. Die Rärner schlugen ihr Lager auf, und anderen Mittags fuhren die schwerbepackten, mit vielen Maultieren bespannten Wagen auf knirschenden Rädern wieder davon. Nur in dieser Zeit hörte man frohe menschliche Laute. —

Wieder war der Tag da, an dem die Rärner erwartet wurden. Vor einer der Hütten saß auf einem Steinblock ein grauhaariger Mann und mahlte Getreide auf einer im Boden eingelassenen Handmühle. Mit zitternden, unsicher tastenden Händen schüttete er neue

Körner auf, wenn die alten zu Mehl verrieben waren, gleichmäßig drehte er die schwerfällige Kurbel.

Ein rauher Wind strich talein, nur wenig wärmte die Sonne, die in trügerischem Gelb auf den Hängen lag.

Jetzt horchte der Mann auf und ließ die Hand am Griffe der Kurbel ruhen. „Sie kommen,“ murmelte Miccio, der einstmalige kräftige, lebensfrohe Sklave des Saturninus, und setzte die Mühle wieder in Gang.

Einförmig bewegten sich Arm und Hand, immer im Kreise, immer im Kreise; aber wer ihn schärfer beobachtete, hätte wohl bemerkt, daß ein eigener Schimmer, ein sinnendes, erwartungsvolles Lächeln auf seinem welken Gesichte lag.

Zwanzig Jahre schwerer täglicher Arbeit unter der Erde hatten den Mann, der erst wenig über die Mitte der Vierzig hinaus war, zum kraft- und willenlosen Greise gemacht. Seit anderthalb Jahren drehte er nun die Mühle Tag für Tag, und nur zweimal im Monat horchte er auf. „Sie kommen!“ flüsterte er, und dann lag das eigene Lächeln auf seinem Gesichte, bis es langsam erlosch, wenn die Wagen aufgefahren waren und die Kärner ihr Lager errichtet hatten.

„Sie kommen!“

Da war der Sonnenschimmer wieder auf den verwitterten Zügen, und das Ohr horchte, während der Arm die Kurbel drehte im Kreise, immer im Kreise.

Näher und näher kam das Knarren der Räder, das Knirschen auf dem steilen, steinigen Pfade. Die Maultiere schnauften, mit Lärm und Geschrei trieben die Fuhrleute sie an. Nicht ohne Last kamen sie, denn mannigfache Bedürfnisse hatte die Grube.

Da erstieg der erste Karren die Anhöhe. Neben dem Kärner schritt ein rüstiges Weib.

„Dort“ — der Mann wies mit dem Treibstachel geradeaus — „dort siehst du ihn sitzen und die Mühle drehen Tag um Tag — das ist nie anders.“



„Dort — der — der Greis?“ fragte das Weib ungläubig.

„Ja — der ist's — Miccio, der Sklave aus Pompeji.“

Die ganze Wahrheit hatte der gutmütige Mann dem Weibe, das ihm gesagt, wen sie hier suche, noch nicht verraten.

„Miccio — das ist mein Miccio!“

Plotilla eilte vorwärts in fliegender Hast — weit voraus den Gespannen.

„Ein leichter Schritt!“ murmelte der Mann an der Mühle, mit scharfem Ohr horchend. „Ein Weib ist's.“ Er hob nicht den Kopf, gleichförmig drehte der Arm.

„Miccio — Miccio! Bist du es, mein Miccio?“ Sie blieb plötzlich stehen, angstvoll die Hände erhoben. „Bist du es wirklich, Miccio — bist du es? — Laß mich deine Stimme hören, dein Auge sehen! — Bist du es, bist du es, mein Miccio?“

Der Arm ruhte, der Mann hob den Kopf. „Ich bin's, Plotilla — und du bist es,“ sprach er langsam, „ich weiß ja, du würdest kommen. Deshalb drehte ich Tag um Tag die Mühle, ohne zu sterben.“

Eintönig kamen die Worte heraus:

„Ja, das ist deine Stimme, Miccio, mein Geliebter!“ rief da das Weib. „Jetzt erkenne ich dich. — Erkennst du auch deine Plotilla wieder?“

„Es ist deine Stimme —“

„Und sonst erkennst du mich nicht. Bin ich so sehr verändert?“

„Mein Auge sieht dich nicht — ich bin blind.“

Da schluchzte das Weib laut auf und warf sich vor dem Manne ins harte Gras nieder.

---

Von nun an saß Plotilla Tag um Tag neben Miccio, der seine Mühle drehte. Sie erzählte ihm ihr Schicksal, und mehr und mehr nahm der Mann Anteil an ihren Reden, obwohl er selbst noch schweigsam blieb. Er fand auch ein Lächeln wieder und strich ihr bisweilen über die Hand.

Sie erzählte ihm, wie es ihr ergangen sei. Priscus

hatte geheiratet, Saturninus war gestorben, und sie war als erste Dienerin der jungen Herrin angestellt worden. Treu hatte sie ihre Pflicht getan, und die Hoffnung, ihren Miccio doch einst noch wiederzusehen, war nicht in ihrem Herzen erstorben. Aber nie durfte sein Name genannt werden, bei schwerer Strafe war es verboten. Sie sparte von Geschenken, die sie erhielt, und jeden Sesterz barg sie in einem im Hofe vergrabenen Topfe. Sie hoffte ja, sie hoffte. Wie ihre Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, wußte sie freilich nicht — aber sie hoffte.

Und endlich kam der Tag, da sie mit eigener Lebensgefahr die zwei jüngsten Kinder des Priscus vom Feuertode rettete. Sie durfte sich eine Gnade erbitten, jede sei ihr im voraus gewährt. Sie erbat sich die Freiheit.

„Ich würde mich freuen, wenn du auch als Freigelassene in meinem Hause bliebest,“ sagte Priscus.

„Verzeihe, Herr, ich kann nicht.“

„Und weshalb nicht?“

„Ich muß Miccio suchen.“

Zum ersten Male wurde der Name im Hause wieder genannt.

Priscus ließ es geschehen. „Wenn er noch lebt,“ sagte er nach einer Pause.

„Er lebt — ich fühle es hier.“ Sie legte die Hand aufs Herz.

Schweigend stand Priscus lange. „Gehe,“ sagte er dann, „ich werde dir noch fünftausend Sesterzien auszahlen lassen, damit du nicht ohne Mittel bist.“

Dann kam die Erzählung von der Reise übers Meer, von mondelangem Wandern und Suchen.

Plotilla sprach mit dem Oberaufseher, denn sie wollte Miccio freikaufen. „Dem wird nichts im Wege

stehen," sprach der, „er ist ja zu keiner rechten Arbeit mehr tauglich.“

Ein Bote ging ins Tal zum Besitzer der Grube. Er kam mit guter Nachricht zurück. Auch war der Preis für den fast unbrauchbaren Esser nicht nennenswert.

Das war ein Jubeltag für Plotilla. Und auch Miccio lächelte — lächelte zum ersten Male wieder, daß ihr vor Freude das Herz springen wollte.

„Wir kaufen uns im Tale ein Häuschen, Miccio,“ sagte sie, „und die besten Bissen sollst du haben.“

„Ja,“ entgegnete er, „und warte nur, ich werde auch wieder arbeiten können; habe nur ein Weilchen Geduld.“

„Arbeiten — nein, Miccio, das ist meine Sache. Ich bin ja noch rüstig, und unten lassen wir uns zusammengeben, denn wir haben ja die Freibriefe. Dann sind wir Mann und Frau, und unser Glück ist da, wie wir es so heiß ersehnt haben am Grabe des Terentius.“

Miccio nickte vor sich hin.

Mit den Rärnern zogen sie zu Tal. Vor dem Prätor der nächsten Stadt schloßen sie den Ehebund. In einer Herberge mieteten sie sich zunächst ein.

Und nun waren sie Mann und Frau, wie sie es einstmals so heiß ersehnt hatten am Grabmal des Terentius beim Schlagen der jugendheißen Herzen.

Plotilla hatte den Geliebten nach dem Nachtmahle in das Zimmerchen der Herberge geführt.

Er saß auf dem Rande der Bettstatt. „Plotilla!“

Sie eilte herzu. „Tilla nannstest du mich einst — mein Seelchen sagtest du.“

„Tilla, ja, Tilla, so sagte ich — und mein Seel-

chen!“ Er schwieg lange. „Und ja,“ fuhr er fort, „ich sehe dich wieder, ja, und unverändert bist du wie damals. Dein Rabenhaar, die schwarzen Augen, dein roter Mund mit den schimmernden Zähnen, deine weißen Arme — und ja, da ist es: das Grübchen im Rinn — ich sehe es, ich sehe alles so klar, ganz bist du wie damals am Grabmal des Terentius.“

Langsam, in der Erinnerung suchend und mit der Hand tastend brachte der Blinde die Worte heraus.

Leise weinend stand Plotilla vor ihm.

„Und du bist jetzt mein Weib!“ murmelte er.

Dann ein langes Schweigen. Wie entgeistert richtete der Mann die lichtlosen Augen in die Höhe. Plotilla war auf einen Stuhl hingesunken, hatte die Arme auf den Tisch geworfen und den Mund darauf gepreßt, damit Miccio ihr heißes, leidenschaftliches Weinen nicht höre.

Als sie endlich wieder aufblickte, lag Miccio lang auf dem Lager ausgestreckt.

Er war eingeschlafen in Ruhe und Frieden.

Leise erhob sie sich und kniete neben ihm nieder.

So ruhig schlief er, so gleichmäßig atmete seine Brust. Die linke Hand lag auf dem Herzen, die Hand mit der Narbe vom Kreuze. Und er schien ihr jetzt frischer, weniger gealtert.

Und stilles Glück zog wieder in sie ein an dem Tage, den sie so heiß einst ersehnt hatte am Grabmal des Terentius fern in Pompeji.

Die glückliche Stunde war doch noch gekommen.







## Der Makel.

Roman von Friedrich Jacobsen.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Amtsrichter war auf dem Wege nach der Springmühle. Man kann nicht sagen, daß es der angenehmste Weg seines Lebens gewesen wäre, abgesehen von dem Unterschied zwischen einer hellen Weihnachtsstube und einer dunklen Regennacht. Aber die Pflicht rief, und ihre Ausübung wurde erleichtert durch eine kleine Diebslaterne, die Erna in aller Eile herbeigeschafft hatte.

„Damit gehe ich immer aus,“ sagte sie.

Eichler setzte warnend hinzu: „Bisweilen geht die Laterne auch aus.“

Unterwegs grübelte der Amtsrichter. Um ein Testament konnte es sich nicht handeln, denn das war vorhanden; aber vielleicht galt es eine Abänderung oder einen Nachtrag. Der Protokollführer fehlte zwar, aber nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs konnte der durch zwei Zeugen ersetzt werden. Der eigene Sohn des Müllers kam dabei als Erbe freilich nicht in Frage, aber es waren außer ihm noch zwei Personen in der Mühle: der Mahlbursche und die Haushälterin.

Ob das denn wirklich so dringend war?

Auf Doktor Bergers Diagnose konnte man sich nicht

absolut verlassen; wenn es aber dennoch schlimm stand, dann war der Müller Zahn jedenfalls ein Mann, der seine Sache in Ordnung hatte und sich nicht vom Tode überrumpeln ließ.

Aber er ging auch nicht aus wie ein Licht, in das der Wind hineinbläst.

Wolff machte nämlich mit seiner Laterne diese Erfahrung. Sie war plötzlich erloschen, genau so, wie der Oberförster es vorausgesagt hatte, und der Amtsrichter stand da wie das große Geheimnis, von dem er vorhin zu Erna gesprochen hatte.

Dann begann er sich zu orientieren. Hinter ihm lag das finstere Dorf, oben rechts am Waldsaum glimmte die kleine Lampe aus der Schustertate, links unten im Tal das Krankenlicht des Müllers. Also mitten durch ging der Weg.

Diese Erwägung war sehr natürlich und naheliegend, aber sie peinigte den Amtsrichter. Er hatte das instinktive Empfinden, daß zwischen diesen beiden Lichtern noch sonst ein Zusammenhang bestehen müsse.

Es war eine Torheit, es war eine Nachteule, es war ein Waldgespenst.

Das Gebell des großen Wolfshundes, den sich der Müller hielt, kündigte die Ankunft des späten Gastes an. Gustav kam heraus.

„Ist es schlimm?“ fragte Wolff.

„Ich weiß nicht, Herr Amtsrichter, vielleicht hat der Doktor es erst schlimm gemacht. Aber der Alte hat eine Unruhe, eine Unruhe — und er will mit Ihnen allein verhandeln, ich soll nicht dabei sein.“

„Dann ist es doch wohl eine Testamentssache.“

„Was sollte es denn sonst sein, Herr Amtsrichter? Aber das Testament ist längst gemacht, und die Verhältnisse liegen ja so einfach.“

Wenn sie auch gedämpft sprachen, so war ihre Stimme doch vom Flur aus durch die Stube und bis an das Bett des Müllers gedrungen. Man hörte ihn mit dem Gehstock klopfen, den er seit der Krankheit am Kopfende seines Bettes stehen hatte.

„Nun wird er schon ungeduldig,“ sagte Gustav betrübt. „Das ist alles erst in der letzten Zeit gekommen — seit dem Schwurgericht oder da herum; aber das Schwurgericht kann doch nicht die Schuld daran tragen.“

Wolff erschrak, als er den Müller sah. Das war ein Mann, der allerdings an einer Krankheit litt, aber Kräfte schienen noch vorhanden zu sein, denn er fuchtelte mit dem schweren Eichenstock und schlug damit gegen die Wand.

Die Krankheit lag mehr in den Augen. Der Richter hatte darin einige Erfahrung, und er beschloß, sehr vorsichtig zu sein.

Denn bei lektwilligen Verfügungen muß die Gesundheit des Geistes amtlich bekundet werden. Er setzte sich daher neben das Bett und begann eines jener allgemeinen Gespräche, die nichts weiter als eine Sonde sind.

Aber er kam damit schlecht an. „Sie denken wohl, daß ich nicht bei Sinnen bin, Herr Amtsrichter?“ rief der Müller. „Matthäi am letzten kann es bei mir sein, das hat der Doktor wenigstens angedeutet, aber solange der Zahn die Augen offen hat, weiß er auch, was er tut. Dafür sollten Sie mich kennen, Herr Amtsrichter.“

„Es gibt auch Stimmungen,“ lenkte Wolff ein. „Man ist unruhig oder man sieht eine Sache zu schwarz. Wenn aber das Gericht zur Stelle ist, dann sollen die Gedanken so klar und stille sein wie das Wasser von einem Teich.“

Der Müller hob ein wenig den Kopf. „Hören Sie

nur den Springbach, wie der rauscht! Das kommt davon, weil er zu Tal geht. Alles Leben ist unruhig, Herr Amtsrichter, wenn es fällt. Ich will mein Testament machen.“

„Das liegt doch schon bei dem Amt, Herr Jahn.“

„Weiß ich. Man kann auch abändern. Ich will einen Nachtrag zu Protokoll geben.“

„Dazu müssen wir zwei Zeugen haben, denn ein Gerichtschreiber ist nicht zur Stelle. Ist Ihr Gesinde daheim?“

„Aber solche Sache hängt man doch keinem Dienstboten auf!“

„Ganz gewiß nicht, Herr Jahn. Sie können den Nachtrag auch selbst schreiben — mit Angabe von Ort und Tag und mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift.“

„So — kann ich das? Das habe ich nicht gewußt, sonst hätte ich Sie nicht bemüht. Mit dem Schreiben wird es wohl noch gehen.“

„Aber,“ sagte Wolff, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, „der Inhalt des Schriftstücks darf auch nicht gegen die Gesetze sein.“

„Natürlich, Herr Amtsrichter, die Gesetze sind immer heilig. Aber — da Sie nun einmal hier sind — es wird wohl nicht gegen die Gesetze sein, wenn ich meinen Sohn enterbe — selbstverständlich nur für den Fall, daß er die Tochter des Schusters da oben heiratet.“

Da war der Zusammenhang zwischen den beiden Lichtern, nach dem der Richter gesucht hatte, als sein eigenes Licht erlosch. Und der Zusammenhang war klar. Die Leute redeten ja davon, daß Gustav und Annemarie zueinander hielten, und auf dem Vater des Mädchens haftete noch ein Verdacht.

Ein Familienstück aus dem sozialen Leben, wenn auch noch keine Tragödie.

„Das ist aber gegen die Gesetze,“ sagte Wolff.

Da fuhr der Müller auf. „Wer hat das Recht, sich zwischen mich und meinen Sohn zu stellen?“

„Die Natur, Herr Jahn. Das Gesetz geht auf ihren Wegen. Der Vater kann seinen Sohn nur enterben wegen Lebensnachstellung, Mißhandlung, Verbrechen, Verletzung der Alimentationspflicht oder ehrlosen Lebenswandels. In seine Liebe kann er nicht hineingreifen.“

„Auch nicht, wenn die Liebe ehrlos ist?“ fragte der Müller leise.

„Sie ist es nicht, Herr Jahn.“

In der eintretenden Stille hörte man ein Läuten vom Dorfe dumpf und schwer durch die Regengluft. Christnacht.

Und der Richter sagte etwas von der Größe und Heiligkeit der Liebe.

„Ja, ja,“ entgegnete Jahn, „das ist alles schön und gut. Es ist nur eines dabei, Herr Amtsrichter: jedes Ding hat seine Ursache. Also mit dem Nachtrag zum Testament ist es nichts? Dann will ich Sie auch nicht länger aufhalten.“

Wolff ging. Er konnte seine Laterne nicht wieder zum Brennen bringen, und Gustav, der draußen wartete, bestand darauf, ihn zu begleiten.

„Nur bis an die Landstraße, Herr Amtsrichter,“ sagte er. „Der Fußweg geht dicht am Springbach entlang, und bei der Dunkelheit könnten Sie verunglücken.“

Das nahm Wolff mit Dank an und meinte, daß es mit dem Alten da drinnen noch nicht so schlimm stehe.

---

Der Müller rappelte sich auf. Das Gespräch mit Wolff schien ihn mehr angeregt als aufgeregt zu haben.

Er kleidete sich ziemlich vollständig an und ging in die anstoßende Wohnstube. Dort brannte die Lampe, und die Wanduhr zeigte auf halb zehn. Das Läuten vom Dorfe hörte gerade auf.

Jahn setzte sich an sein Schreibpult und zog die Platte auf. Der Schweiß lief ihm dabei über das Gesicht, aber er biß die Zähne zusammen und kramte so lange unter den Papieren, bis ihm ein reiner weißer Bogen in die Hände fiel.

Den legte er vor sich hin und murmelte: „Ort und Tag, so hat er gesagt. Also der kommt wohl oben hin.“

Und er schrieb: „Springmühle bei Gröde, den 24. Dezember —“

Bei der Jahreszahl rutschte ihm die Feder aus. Er setzte noch einmal an, aber es kam nur ein undeutliches Geschnörkel heraus, was kein Mensch lesen konnte.

„Es geht nicht,“ sagte der Müller, „der Doktor hat doch recht. Der Tod sitzt mir schon in den Fingern, und diese Nacht greift er bis ans Herz.“

Wie zur Bestätigung kam wieder ein Anfall von Atemnot. Er griff nach der Schelle. Als aber die alte Haushälterin hereinkam, ging es ihm schon wieder besser, und er sagte: „Legen Sie sich nur ins Bett, Frau Welsch, ich habe nicht gerne, daß man meinetwegen wacht. Mein Sohn bringt wohl den Herrn Amtsrichter auf den Weg?“

„Nur bis zur Landstraße, Herr Jahn.“

„Schön, dann wird er ja bald zurückkommen. Also ins Bett und tüchtig geschlafen. Der Bursche liegt wohl schon?“

Die Alte murmelte zwischen den zahnlosen Riefeln, daß man am heiligen Abend nichts Besseres tun könnte, als schlafen. Dann schlich sie hinaus.

Und der Müller saß vor seinem offenen Pult. Er

hörte auf das Plätschern des Regens und auf das Rauschen des Mühlbaches; als sein Wolfshund hinter dem Ofen hervorkam und ihm den Kopf auf das Knie legte, schob er das Tier von sich.

Nach einer Weile kehrte Gustav zurück. Die Haustür ging, und der Riegel wurde vorgeschoben; man hörte im Flur das Hinhängen eines klatschnassen Regenmantels.

Dann trat der junge Mann in die Stube.

„Um Gottes willen, Vater, du bist auf?“

„Ja,“ sagte der Alte, „ich konnte es im Bett nicht aushalten. Es regnet wohl noch arg?“

„Nicht mehr so schlimm. Überm Wald wird es heller, wir kriegen wohl noch ein bißchen Mondschein.“

„So — dann hänge mal die Fenster zu.“

Es war eine Wunderlichkeit vom Alten. Er konnte kein Mondlicht leiden. Der Sohn tat ihm schweigend den Willen.

„Nun geh mal an die Schlafkammern von der Welsch und dem Klaus und horche, ob sie schlafen.“

Das war schon seltsamer, aber kranke Leute haben ihre Launen, und der Sohn erfüllte auch diesen Befehl.

Als er in die Stube zurückkehrte, war der Müller nicht mehr vor dem Schreispult, sondern am Tisch in seinem Lehnstuhl, wo er gewöhnlich zu sitzen pflegte, wenn er las.

„Schlafen sie?“ fragte er.

„Ja, Vater.“

„So verriegle die Stubentür.“

Die Summe dieser Anordnungen, die alle mit tonloser, aber deutlicher Stimme gegeben wurden, machte einen unheimlichen Eindruck, und Gustav war nunmehr davon überzeugt, daß sich sein Vater im Fieberdelirium befinde.

Dennoch wurde es ihm wieder zweifelhaft, als das Gesicht des Alten sich ihm plötzlich zuwendete, denn aus diesen ehernen Zügen redete ein eiserner Wille und eine unbeugsame Entschlossenheit.

„Die Jahns sind immer klaren Geistes gewesen,“ sagte der Müller. „Sie haben ihn bis in die letzte Stunde des Lebens bewahrt, du darfst nicht von mir das Gegenteil glauben. Setze dich mir gegenüber und gib sorgfältig acht auf meine Worte — ich habe dafür Sorge getragen, daß kein Lauscher in der Nähe ist.“

Dann schraubte er die Lampe etwas niedriger und legte die Arme vor sich auf den Tisch.

„Wenn ich tot bin, Gustav, dann willst du die Tochter des Schuhmachers Jakob Riemann heiraten — nicht wahr?“

„Ich bin bereits mit ihr verlobt, Vater,“ entgegnete der junge Mann fest.

„Das hab' ich gewußt. Aber aus dieser Ehe darf nichts werden.“

Gustav sah finster vor sich hin. „Die Leute werden es freilich nicht gut heißen, Vater, denn die Unschuld Riemanns ist nicht klar bewiesen, er trägt noch immer einen Makel mit sich herum. Vielleicht kommt sie dereinst an den Tag, vielleicht auch nicht. Jedenfalls können wir unser Glück nicht davon abhängig machen.“

„Es wird kein Glück sein, Gustav!“

„Warum nicht?“

„Weil die Natur dagegen ist. Das Unglück dieser Ehe wird so groß sein, daß ich willens war, dich zu enterben. Aber der Amtsrichter hat mich darüber belehrt, die Gesetze verbieten es, auf diesem Wege ist nichts zu erreichen. So muß ich den anderen Weg gehen.“

„Welchen, Vater?“



„Einen schrecklichen. Sieh noch einmal durch die Tür, daß uns niemand belauscht.“

Während Gustav mechanisch aufstand und nach der Tür schritt, schraubte der Müller abermals an der Lampe, so daß es fast dunkel im Zimmer wurde, und dann sagte er plötzlich hinter seinem Sohne drein: „Daß du es nur weißt: nicht der Niemann hat den Forst-auffeher erschossen. Ich selber bin's gewesen. — So, nun ist's heraus!“

Das war die Stunde, wo der Regen aufhörte und ein wenig Mondlicht über dem Walde aufging. Wie ein Spion, der die tiefsten Geheimnisse zu ergründen strebt, drängte er sich durch einen vergessenen Spalt der Fenstervorhänge und huschte verstohlen über die Diele. Die zu tief niedergeschraubte Lampe aber erlosch.

Gustav war auf einem Stuhl zusammengebrochen, und der Stuhl stand weit weg von dem Tisch, wo der Müller saß. Neben der Tür stand er, so daß die ganze Breite der Stube zwischen den beiden Männern lag.

Zuerst redete keiner, dann nahm der Alte wieder das Wort.

„Jawohl, es ist heraus, und nun kann ich wieder Atem holen. Aber ich denke doch, daß der Doktor recht behält. Morgen oder übermorgen ist es aus mit mir, ich fühle meine Beine nicht mehr. Willst du mich weiter anhören?“

Keine Antwort.

Der Müller horchte hin und setzte seine eintönige Rede fort: „Totgeschossen habe also ich den Walthar, daran ist nichts zu ändern. Und das ist auch weiter nicht schlimm, denn er hatte schon auf mich angelegt, ich kam ihm nur zuvor. Du mußt nämlich wissen, ich bin seit Jahren ein heimlicher Wilderer, einer von

denen, die nicht stehlen, sondern nur schießen. Einer von denen, die nicht anders können. Geerbt habe ich's nicht, es muß eine Krankheit sein, die aus mir selbst kam. Es gibt ja so viele Krankheiten in der Welt. Mein Zwilling — na ja, den haben sie jetzt gefunden und zerbrechen sich darüber den Kopf. Auf mich ist keiner verfallen.“

Der Müller machte einen Versuch zum Lachen, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

Er sprach weiter mit trockener Stimme: „Also in der Nähe der Schusterkate trafen wir uns auf der Lichtung, und ich kam zuerst zum Schuß. Er lag tot vor mir. Das ist Waldbrecht. Was ich dann getan habe, das war schlecht, ich streite es nicht ab, aber die Gelegenheit machte sich so. Nämlich: der Schuster wilderte auch in jener Nacht, ich hatte ihn gesehen, und wenn er mit dem Waltherr zusammengeraut wäre, hätte er auch geschossen. Da ging ich die paar Schritte nach der Schusterkate. Das Fenster stand auf, und die Ahle lag auf dem Fensterbrett. Nun weißt du alles. Es hat mich gegraust, als ich dem Toten noch eins mit der Ahle versetzte, und hinterdrein sah ich ein, daß ich eine Dummheit gemacht hatte. Aber die Dummheit von dem Doktor war noch größer, und es kam hinzu, daß der Waltherr der Annemarie nachging — und schließlich hab' ich auch selber nachgeholfen.“

Abermals eine Pause, und das Vorneigen des Kopfes, und das Lauschen auf eine Antwort.

„Ja,“ sagte der Müller, „es nimmt dich mit, es hat auch mich mitgenommen. Daß auch immer eins aus dem anderen kommen muß! Man könnte darüber rein den Verstand verlieren. Denn der Meineid war das Allerschlimmste, nicht von wegen den drei Fingern, aber weil der Schuster darüber ins Zuchthaus gekommen

ist. Die Sache mit der Ahle war zu dumm, die allein hätte ihm nicht den Hals gebrochen — der Meineid von einem Ehrenmanne, der tat's.“

Da ging die Tür.

Ganz leise ging sie, und der Müller wußte nicht, ob jemand kam oder ging. Aber es mußte wohl einer gegangen sein, denn nun klappte auch die Haustür.

Jahn tastete auf dem Tisch herum, bis er die Streichhölzer gefunden hatte, und dann zündete er die Lampe wieder an und sah sich im Zimmer um.

Gustav war fort. Die Uhr ging auf Mitternacht.

„So,“ sagte der Alte, „nun sind wir mit allem fertig, nun kann es ans Sterben gehen. In den Beinen ist das Gefühl schon weg, bis morgen steht es am Herzen.“

Er tastete und rieb an seinen Schenkeln und wurde allmählich inne, daß ihm die Beine nur vor Schwäche eingeschlafen waren. Ein wenig Gefühl kam allmählich zurück, und zuletzt konnte er notdürftig aufstehen. Schwankend, sich an den Wänden festhaltend, kam er bis in die Kammer und an das Bett. Auskleiden konnte er sich nicht mehr, wie ein Stück Holz fiel er in die Rissen, lag regungslos auf dem Rücken und sah an die Decke.

Also allein und einsam sterben!

Die im Hause schliefen und hörten ihn nicht. Der Sohn hatte ihn verlassen. Warum auch nicht? Ins Grab können wir doch keinen mitnehmen, und das Gejammer am Sterbelager ist schrecklich.

Es wurde dunkel um den Müller.

---

Dunkler aber war der Weg, den Gustav ging. Das bißchen Mondlicht hatte die Christnacht genarrt, es war

bald wieder hinter dicken Wolken verschwunden, und aus den Wolken begann es abermals zu regnen.

Mechanisch, ohne klaren Gedanken ging Gustav vorwärts. Der Springbach rauschte neben ihm zu seiner Linken, daraus erkannte er einzig und allein, daß seine Füße der Landstraße entgegenschritten.

Als diese erreicht war, blieb er stehen. Wohin wollte er denn eigentlich? Da oben in Gröbe leuchtete noch ein einziges Licht, das kam aus dem Forsthaufe. Dort saßen glückliche Menschen beisammen. Der Amtsrichter war mit dabei. Vielleicht auch noch der Doktor.

Nein, der nicht mehr. Es knarrte ein Wagen, Berger fuhr in seinem Einspanner zu Thal, und weil er eine Laterne mit sich führte, fiel der Lichtschein auf Gustav, der etwas beiseite getreten war.

Da hielt der Arzt an. „Sind Sie das, Herr Jahn? Haben Sie hier auf mich gewartet? Es ist doch nicht schlimmer mit dem Alten geworden?“

Gustav erklärte, daß es seinem Vater verhältnismäßig gut gehe, und Berger rückte sich wieder auf seinem Sitz zurecht.

„Das kennen wir. Solche Zustände wechseln mitunter sehr rasch. Man soll ja niemals die Hoffnung aufgeben, aber ich würde Ihnen doch raten, auf das Schlimmste gefaßt zu sein. — Gott, Liese!“

Das Schlimmste!

Gustav stand noch eine ganze Weile und sah dem allmählich entschwindenden Wagenlichte nach. Was war denn nun eigentlich das Schlimmste in dieser entsetzlichen Lage — das Leben oder der Tod?

Wenn es ganz sicher und gewiß gewesen wäre, daß der Müller in allernächster Zeit, vielleicht morgen oder übermorgen schon, sterben mußte, dann lag die Sache verhältnismäßig einfach. Der Amtsrichter übernachtete

als Gast im Forsthaufe und konnte jederzeit herbeigerufen werden. Sterbende sind geneigt, ihr Gewissen auch vor der irdischen Gerechtigkeit zu entlasten, und wenn das Geständnis erst zu Protokoll genommen war, wenn alsdann der große Erlöser und Sühner Tod sein Siegel daruntergesetzt hatte, so war die Ehre des unschuldig Verdächtigten wiederhergestellt, und der Sohn des Täters hatte nichts weiter zu tun, als seinen Vater in der Stille zu begraben.

Aber die Natur spielt oft ein wunderbares Spiel. Es konnte auch der andere Fall eintreten, daß die Entlastung des Gewissens der Natur zu Hilfe kam und der Tod sich zurückzog, um der Gerechtigkeit den Platz einzuräumen.

Dann kam die peinliche Untersuchung, dann kam das Urteil und die Strafe.

Zuchthaus — vielleicht sogar das Nichtheil des Henters.

Gustav hatte schon den Fuß gehoben, um nach dem Forsthaus hinaufzusteigen, aber er zuckte wieder zurück. Es war unmöglich, es war unmöglich, die Natur sträubte sich dagegen, das Gericht zum Lager des Täters zu führen, solange dieser nicht selbst darein willigte.

Ja, wenn der Schuster noch im Zuchthaus gefesselt hätte mit dem schrecklichen „Lebenslänglich“ in der Liste, dann wäre die Sache anders gewesen, dann mußte die Natur schweigen und die Wahrheit aufschreien — aber Riemann war frei, es handelte sich nicht mehr um sein Leben, sondern nur um seine Ehre.

Nur!

Abermals rang Gustav mit einem Entschluß. Er wollte in die Mühle zurückkehren und seinen Vater auf den Knien anflehen, das Gericht herbeizurufen. Aber dann stand wieder jene unheimliche Szene vor seinen

Augen, wie der Alte die Fenster verhängen und die Tür verschließen ließ, und wie er geflüstert hatte und zwischen den einzelnen Säen gelauscht.

Dieses Geständnis war nicht für die Welt bestimmt, es wurde nur in das Ohr des Sohnes hineingerannt, einzig und allein um eine Ehe zu verhüten zwischen dem Sohne des Täters und der Tochter des Opfers.

Er wird sich sträuben, das Gericht herbeizurufen, er wird vor Angst an einem Herzschlag sterben, wenn die Füße des Richters vor der Tür sind.

Die Erinnerung an den Grund des Geständnisses löste zum ersten Male in Gustav den Gedanken an seine Liebe aus. Während dieser letzten Stunde — denn mehr Zeit war wohl kaum verfloßen — war Annemarie wie ein Schatten gewesen, der in weiter Ferne stand und immer mehr verblaßte. Nun trat sie plötzlich hervor und wirkte wie ein Magnet auf das Eisen.

Sie sollte alles wissen!

Das war auch ein unklarer Gedanke, aber er lähmte doch nicht, sondern setzte sich in Handeln um.

Gustav begann langsam die Halbe nach der Schusterkate hinaufzusteigen. Es regnete noch immer, und es war stockfinster, man hörte nur das Rauschen des Waldes, und die lichtlosen Umrisse des Hauses traten erst hervor, als sie fast mit der Hand zu greifen waren.

Vom Dorfe her schlug es Mitternacht, drinnen schliefen sie wohl schon lange.

Gustav kannte die Gelegenheit; gleich rechts neben der Haustür lagen die beiden Fenster der Wohnstube, wo Riemann seine Werkstatt hatte und wo er auch schlief; dann um die Ecke kam das Kammerfenster von Annemarie.

Und nun stand Gustav davor,  
Was jetzt?

Wenn er mit dem Mädchen reden wollte, dann mußte er es doch aufwecken, dann mußte er an die Scheiben klopfen, leise und heimlich, um Mitternacht, der Liebhaber am Fenster seiner Liebsten.

Sie wird aus dem Schlafe emporfahren, sie wird fragen, sie wird die flüsternde Stimme erkennen.

Lieber Himmel, welches Mädchen auf der ganzen Welt wird dann in solcher Lage auch nur eine Sekunde im Zweifel sein über die Absicht des Geliebten? Sie wird ja schelten, aber sie wird weinen und das Fenster öffnen.

Und wenn sie die Arme um seinen Nacken legt, dann soll er ihr zuflüstern: „Rühr mich nicht an — ich bin der Sohn eines Totschlägers und eines Meineidigen! Mein Vater trägt die Schuld, daß dein Vater ins Zuchthaus wandern mußte!“

Unmöglich!

Gustav ließ die Hand, die er schon aufgehoben hatte, wieder sinken, wendete sich ab und ging geradeswegs in den Wald.

Der nahm ihn auf in seiner ganzen finsternen Einsamkeit. Wege waren genug darin, aber der Regen hatte sie aufgeweicht, und die Dunkelheit ließ sie nicht erkennen. Es war ja auch gleichgültig, ob der tastende Fuß in den Geleisen der Holzfuhrwerte ging oder auf glitschigem Moos und über modernden Humus. Es war ganz einerlei, ob sich hier Gestrüpp um die Knie wickelte oder ob an einer anderen Stelle der nasse Zweig einer Kiefer über das Gesicht fuhr.

Gustav hatte kein Ziel und kein Gefühl, er hegte nur einen einzigen Gedanken, der sich ihm immer tiefer in das Gehirn hineinbohrte: „Du mußt wandern und wandern, bis dein Vater tot ist, und dann sollst du sein Geheimnis in die Welt hinausstreuen!“

Ob er wohl jetzt schon tot war?

In der Mühle schlafen sie, und weil es Festtag ist, bis in den hellen Morgen. Der Herr des Hauses ist allein und kann sich nicht helfen. Vielleicht hat er sich aufgerappelt, um ins Bett zu kriechen, und unterwegs ist er auf der Diele hingefallen. Dann steht der Hund neben ihm und leckt sein Gesicht.

Und wenn das Gesicht kalt geworden ist, dann setzt er sich neben den toten Herrn und heult. —

Ein paarmal stürzte Gustav hin, und dann hatte er das Gefühl, er müßte liegen bleiben. Aber der Regen fiel auf ihn, und das Wasser quoll um ihn, und der Trieb zum Leben wurde in ihm wach.

Er hatte doch keinen umgebracht, er hatte doch keinen Meineid geschworen, durch seine Schuld war doch niemand in das Zuchthaus gesteckt worden!

So raffte er sich immer wieder auf und taumelte weiter. Zuletzt stieß er mit der Stirn gegen irgend etwas, aber das war kein Baum, sondern eine Wildhütte, wie sie an einzelnen Stellen verstreut standen und mit Heu gefüllt waren.

Da kroch er hinein. Es war ganz ähnlich wie damals, als Niemann das Zuchthaus verlassen hatte und in einer Scheune Unterkunft fand.

---

Der Himmel hatte sich am Morgen nach dieser Christnacht ausgeregnet, aber es stürmte so sehr, daß die Bewohner von Gröbe, wenn sie auf der Gasse aneinander vorübergingen, sich den Weihnachtsgruß zuschreien mußten.

Einige aber traten zusammen in einen geschützten Winkel und raunten miteinander, und dann lief ein dunkles, unbestimmtes Gerücht durch das Dorf.



Der Müller Jahn sei tot.

Unnatürlich wäre es bei diesem Sterben in der Springmühle hergegangen. Denn das Gefinde hätte geschlafen, und der Sohn sei auswärts gewesen, und erst das Heulen des Hundes habe die Hausbewohner aufgeweckt.

Einige aber meinten, der Müller ginge nicht so schnell um die Ecke, denn in der Familie Jahn sei das hohe Alter Brauch.

Natürlich drang die Kunde auch in das Forsthaus. Die Frauen glaubten daran und fühlten sich bedrückt unter dem Fittich des Todes, der Oberförster aber schüttelte den Kopf und vermied die offizielle Bestätigung, die doch ihm als Standesbeamten zuerst zukommen mußte. Der Amtsrichter Wolff war noch ungläubiger, denn der Müller hatte auf ihn nicht den Eindruck eines Sterbenden gemacht. Gehen oder hinschicken aber wollte niemand. Es war, als ob der Springmüller plötzlich allen Anhang und alle Freundschaft verloren hätte, und außerdem schied es sich doch nicht, in einem Hause nachfragen zu lassen, ob der Tod wirklich eingetreten sei.

Das muß von innen herauskommen.

Aber zur Witwe Walthers wollte der Amtsrichter noch hingehen. Er drängte ohnehin zum Aufbruch, denn es war gestern abend zwar sehr schön gewesen, indessen das Hereinschneien des Doktors hatte doch die Behaglichkeit gestört und eine gründliche Aussprache zwischen den jungen Leuten verhindert.

Das Verlobungsessen war noch nicht gekocht.

Erna begleitete den Gast die paar Schritte bis zur Hütte der Walthers.

„Die Alte ist mißtrauisch,“ sagte sie, „vor Ihnen allein wird die Tür verschlossen bleiben. Und der

Doktor hat sie gestern wohl noch ganz kopffcheu gemacht.“

Das war aber merkwürdigerweise nicht der Fall. Entweder hatte Martha Walthers ihren hellen Tag oder die Schlaueheit des Irrsinns machte sie vorsichtig. Als der Amtsrichter in Ernas Gegenwart davon anfangte, daß die Leute ihr einen großen Haß gegen den Schuster nachredeten, und daß der Niemann doch seine Unschuld nachgewiesen hätte, da blieb sie ganz gelassen und nickte mit dem Kopf.

„Hat er das wirklich, Herr Amtsrichter? Wenn Sie das sagen, dann wird es wohl so sein, und dann muß ich an einer anderen Stelle suchen. Man hat ja ein feines Gewehr im Walde gefunden — so fein, wie der Schuster niemals eines gehabt hat. Wer weiß, wer weiß, wie das alles zusammenhängt?“

Ein Grund zum amtlichen Eingreifen lag scheinbar nicht vor. Auch Doktor Berger war derselben Ansicht gewesen, und Wolff brach wieder auf.

Die Alte begleitete das Paar bis an die Haustür; sie machte sogar eine scherzhafte Bemerkung, so daß Erna errötete, und dann, als sie schon unter der Tür stand, flogen ihre unruhigen Augen plötzlich nach der Springmühle hinunter, aus deren Schornstein ein leichter Rauch aufwirbelte.

„Ist es wahr, was die Leute sagen, Herr Amtsrichter? Ist der Müller tot?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Wolff.

„Ei, ei, so 'n Mann! Achtzig Jahre sind sie alle alt geworden. Aber das kommt davon, wenn einer bei Nacht und Nebel im Walde herumläuft, anstatt in seinem Bett zu liegen.“

Der Amtsrichter stuzte und drehte sich hastig nach der Alten um, aber Erna winkte ihm mit den Augen.

Die helle Stunde der Unglücklichen war wohl vorüber, und es kamen wieder die Irrlichter zum Vorschein.

Wolff war sehr nachdenklich geworden und sagte im Weitergehen: „Fräulein Erna, was war denn das? Der Müller bei Nacht und Nebel im Walde?“

„Phantasien!“ entgegnete das Mädchen.

„Kann sie denn überhaupt etwas davon wissen?“

„Das schon. Sie geht wohl öfters des Nachts herum, und dann sieht sie Gespenster.“

Erna dachte wohl mehr an den Abschied als an andere Dinge. Und bei dem letzten Hause des Dorfes gab sie ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, Herr Amtsrichter! Wenn es Ihnen gestern gefallen hat — ganz aus der Welt liegt Größe ja nicht.“

Und er entgegnete aus seinen Gedanken heraus: „Es war wunderschön, Fräulein Erna, ich komme ganz gewiß wieder. Vielleicht bald — sehr bald schon.“

Dabei fuhren seine Augen nach der Springmühle hinunter, und dann sah er das Mädchen an, und dann ging er.

Erna aber blickte hinter ihm drein, hielt den Hut im Winde fest und murmelte: „Sie sind sich doch alle gleich, diese Juristen. Wenn ich ein ‚Fall‘ wäre, dann hätte er sich gewiß bis zum Mittagessen halten lassen.“ —

Als Wolff in der Höhe der Schusterkate war, sah er jemand aus dem Wald herauskommen, einen Mann, den der Sturm vor sich her trieb, und der vollkommen erschöpft zu sein schien.

Es war Gustav Zahn.

Barhäutig, mit einem blutbefleckten Tuch um die Stirn, schritt er wie im Traum vorwärts, kreuzte auf zehn Meter Entfernung den Weg des Amtsrichters und bog querfeldein nach der Springmühle ab. Er hatte

den anderen offenbar gar nicht gesehen und wendete auch nicht den Kopf, als Wolff hinter ihm drein rief.

Nun, das kann vorkommen. Es kann geschehen, daß einer, der bei Sturm durch den Wald geht, von einem niederfahrenden Ast getroffen wird und die Besinnung halb verliert. Aber kann es denn auch geschehen, daß der Sohn im Walde herumstreift, während der Vater auf dem Sterbebett liegt?

Amtsrichter Wolff setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort. Erna hatte richtig vermutet, in seinem Hirn begann sich ein „Fall“ zu entwickeln, aber die Fäden liefen so wirr durcheinander wie bei dem Seidenstrang, den Erna gestern abend abgewickelt hatte.

Und sie war trotz richterlicher Hilfe nicht damit zu stande gekommen.

---

Bis in den hellen Tag hatte Gustav halb betäubt von dem Stoß gegen die Stirn in der Wildhütte gelegen. Dann weckte ihn das Brausen des Sturmes.

Am liebsten wäre er geblieben, wo er war. Es hatte sich seiner eine Art Apathie bemächtigt, die nur durch einen einzigen Gedanken wieder aufgerüttelt wurde: Jetzt stirbt der Vater!

Er mußte ja sterben, das andere war gar nicht auszubedenken; wenn irgend jemals auf Erden, so war in diesem Falle der Tod die einzige Lösung aus allem Wirrsal. Der Himmel müßte verschlossen sein und seine Barmherzigkeit ein Wahn, wenn es anders kam.

Und Gustav wühlte sich in diesen Gedanken hinein. Es wurde ihm schließlich ganz feierlich zumute, und er dachte daran, daß der Mann, den sie in den nächsten Tagen mit Ehren begraben würden, ihm doch immerhin nahe gestanden hatte. Mochte seine Schuld noch so schwer sein, die sühnende Mutter Erde sollte ihn erst

bedecken, bevor das Scherbengericht der Welt seinen Anfang nahm. Man durfte doch auch nicht vergessen, daß der Beginn seiner Untat im Volksbewußtsein wurzelte und die Folgen sich alsdann mit unerbittlicher Notwendigkeit ergaben.

Solange der Wald rauschte, hielt diese seltsame Stimmung an. Aber als Gustav dann auf die Landstraße hinaustrat, als er die Springmühle unten im Grunde liegen sah und jeder Schritt ihn der Gewißheit näher brachte, da empfand er plötzlich ein rasendes Herzklopfen. Das Haus des Todes mag in seinem Innern noch so sehr die Spuren der Trauer oder der Sitte tragen, von außen sieht man ihm nichts an, es ist wie jeder andere Bau — selbst ein rauchender Schlot berechtigt nicht zu Schlußfolgerungen, denn die Lebenden wollen essen und trinken.

Die Springmühle machte wohl einen stillen Eindruck, aber es war hoher Feiertag, da dreht sich nicht das Rad, und da regt sich nicht das Gesinde.

Aber das Kammerfenster des Müllers war nicht verhängt. Man tut das sonst, solange der Tote auf seinem Bett liegt, besonders auf dem Lande sind die Leute unerbittlich in der Beobachtung althergebrachter Bräuche; sie drücken dadurch einen großen Teil ihrer Trauer aus.

Der Wolfshund des Müllers lag vor der Haustür an einer vom Winde geschützten Stelle. Das war sein altgewohnter Lieblingsplatz, und er hatte auch heute diese Gewohnheit nicht aufgegeben. Dann stand er auf, kam dem Sohne des Hauses schweifwedelnd entgegen und schob die Schnauze vertraulich in dessen Hand.

Das tut kein Hund, dessen Herr gestorben ist, sondern er verkriecht sich oder lagert vor der Tür des Sterbezimmers.

Auf dem Hausflur kramte die alte Welsh in einer Truhe. Sie war so lange in der Familie, daß sie den Sohn noch mit Vornamen anredete, und als sie seiner ansichtig wurde, schlug sie die Hände zusammen.

„Na, Gustav, das muß ich sagen! Wo in aller Welt sind Sie denn gewesen? Ist das eine Art, bei Nacht und Nebel wegzulaufen und uns hier in Not und Sorge allein zu lassen?“

Dann sah sie, daß er nach der Wand tastete, und das Mitleid gewann in ihr die Oberhand.

Sie legte die Hand auf seinen Arm und begann hastig zu flüstern. „Sie brauchen nicht zu erschrecken, Gustav, über das Schlimmste sind wir ja nun hinweg. Aber diese Nacht dachten wir wirklich, daß es zu Ende ginge. Wenn der Tiras nicht so arg gebellt hätte, wäre ich ja wohl gar nicht wach geworden, aber so fand ich Ihren Vater in seinem Bett, und die Besinnung war ganz weg. Da habe ich ihm nasse Tücher aufgelegt, so daß er wieder zu sich kam, und dann verlangte er einen starken Kaffee. Es ist der Umschlag gewesen, Gustav, jetzt in der heiligen Nacht, denn nun geht es ihm viel besser, und er wollte schon aufstehen, aber das habe ich natürlich nicht gelitten.“

So ging die Rede wie der Mühlbach draußen, und Gustav hielt sich noch immer an der Wand.

Die Alte verstand das auch ganz gut, denn es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man fort gewesen ist und der eigene Vater streift indessen das Grab. Sie streichelte ihm die Backen, faßte ihn an der Hand und zog ihn nach der Stube.

Da war es unmöglich, sich von ihr loszumachen und wieder fortzulaufen, und er ging mit schleppenden Schritten hinein, während Frau Welsh die Tür hinter ihm schloß und in der Truhe weiterkramte.

Der Müller saß aufrecht im Bett. Sein scharfes Ohr hatte schon gehört, daß draußen irgend etwas vor sich ging, er wußte nur nicht gewiß, ob es der Sohn war oder jemand anders. Es konnte auch ein anderer sein, zum Beispiel der Wachtmeister Runge oder der Amtsrichter selbst.

Als er den Eintretenden erkannte, löste sich die Spannung in seinen Zügen um ein geringes, aber Mißtrauen und Furcht blieben noch immer zurück.

„So,“ sagte er, „also du kommst doch endlich! Seit gestern abend, seit der Amtsrichter hier war, liege ich, wie man mir erzählt, in wilden Fieberphantasien. Das tollste Zeug soll ich zusammengeredet haben. Und mein eigener Sohn läßt mich im Stich! Dir wäre es wohl recht gewesen, wenn ich nicht wieder zu mir kam, denn die Springmühle ist doch ein schönes Erbe!“

Das also hatte er sich ausgedacht in diesen letzten Stunden! Er war auf den tollen Gedanken gekommen, sein ganzes, von der Todesfurcht erpreßtes Geständnis als eine Fieberphantasie hinzustellen, jetzt, wo der Tod die Hand wieder von ihm abgezogen hatte!

Gustav setzte sich auf einen Stuhl. Nicht so weit entfernt wie in der verflossenen Nacht, denn die Kammer war nicht so groß wie das Wohnzimmer, aber doch dicht an die Wand und in sich zusammengedrückt.

Und so blickte er seinen Vater wortlos an.

Der wurde immer unruhiger und schlug mit der flachen Hand auf die Decke. „Warum redest du nicht?“ „Was soll ich reden?“

„Was ich von dir hören will!“

Ein Schritt näher an die Wahrheit. Der Alte sah offenbar ein, daß er den Sohn nicht überzeugen konnte, und er tastete jetzt nur nach einem geheimen Einverständnis. In Worte übersetzt, hieß das etwa: „Wir

wissen ja, wie wir miteinander stehen. Aber zwischen uns beiden soll niemals davon die Rede sein. Wir wollen so tun, als ob alles ein Fieberwahn gewesen wäre, und so können wir nebeneinander her leben.“

Gustav raffte sich endlich auf. Er deutete hinter sich durch die offene Tür nach der Wohnstube und sagte leise: „Da drinnen haben wir gefessen — du am Tisch und ich neben der Tür, du hast die Lampe ausgelöscht und mir alles erzählt. Dann bin ich in die Nacht hinausgelaufen. So war es und so bleibt es — da hilft kein Versteckspielen.“

Der Alte änderte jetzt sein Benehmen. Die kühle Ruhe, das Erbteil seiner Familie, schien plötzlich über ihn gekommen zu sein. Er stützte sich auf den Ellbogen und sah seinen Sohn scharf an. „Hast du mich schon angezeigt?“

„Nein. Ich war die ganze Nacht im Walde.“

„Wirst du mich anzeigen?“

„Nein — das kann ich nicht.“

„Was verlangst du von mir?“

„Daß du selbst auf das Gericht gehst.“

„Hm,“ meinte der Alte, „bisweilen ist mir der Gedanke schon selbst gekommen — während der drei Jahre, wo der Schuster saß. Damals habe ich es nicht getan, jetzt, wo er frei ist, werde ich es erst recht nicht tun. Lieber häng' ich mich auf.“

„Ich hatte gehofft, daß du diese Nacht sterben würdest,“ sagte Gustav leise. Er fühlte das Grausige seiner Worte, aber sie mußten heraus, es ging nicht anders.

Der Müller schien ein Verständnis dafür zu haben, denn er nickte. „Das beste wär's gewesen. Dann hättest du natürlich alles offenbart?“

„Ja.“



„Der Doktor ist an allem schuld,“ sagte Jahn, „denn ich glaubte wirklich, es ginge mit mir zu Ende. Aber der Teufel will mich noch nicht haben. Wenn ich mich nicht doch aufhänge, dann kann ich noch lange leben. Schön ist das Leben freilich nicht.“

Er machte eine Pause und sah nach dem Sohne hinüber. Vielleicht ging der jetzt hinaus und holte ihm selbst den Strick. Es ist schon alles auf der Welt dagewesen.

Gustav hatte sich auch wirklich erhoben. Was zwischen ihm und diesem alten Manne erörtert werden mußte, das war in wenigen inhaltsschweren Worten gesagt worden. Nun kam das Handeln, und da gab es nur einen einzigen Weg.

„Ich denke, du wirst ohne mich in der Mühle auskommen,“ sagte er, die Augen auf den Fußboden gerichtet. „Während meiner Militärzeit ist es wenigstens gegangen, und vielleicht bleiben die Leute auch nach und nach fort. Den Klaus würde ich an deiner Stelle halten, er versteht seine Sache und ist treu — die Welsch gehört ja sowieso zum Hause. Und das wäre wohl alles, oder hast du noch einen besonderen Wunsch?“

Den hatte der Müller nicht, oder höchstens empfand er das Bedürfnis, wieder allein zu sein. Es war ja ganz selbstverständlich, daß der Sohn sich von dem Vater trennte, denn Mitwisser einer Schuld können nur zusammenleben, wenn ihnen das Gewissen eingeschlafen ist, und auch dann müssen sie auf den Fußspitzen schleichen.

Jahn stellte nur noch eine halbe Frage. „Ich möchte wenigstens wissen, wo du hingehst. Es ist wegen Leben und Sterben.“

„Das kann ich selbst noch nicht sagen. Ich will

irgendwo eine Stelle suchen — als Müller oder im Kornhandel. Die Welt ist groß genug.“

Dann verließ Gustav die Kammer. Es war kein Versprechen schriftlichen Verkehrs gefordert oder gegeben worden, und der Müller wußte auch ganz genau, daß eine derartige Zusage in den Wind flog. Dieses Auseinandergehen war gerade so gut oder so schlimm wie der Tod, nur daß wir nach dem Sterben noch ein Grab haben — und bisweilen eine Erinnerung zurücklassen.

Übrigens brauchte der Sohn des Hauses nicht viel Zeit, um seine Angelegenheiten zu ordnen. In seiner Kammer, Wand an Wand mit dem Alten, kleidete er sich um, steckte ein Spartassenbuch über etwa tausend Mark sowie seine Militärpapiere in die Brusttasche und nahm seinen Handstock.

Auf dem Hausflur kam ihm die Welsch in den Weg. Sie hatte natürlich keine Ahnung und fragte, wo es nun schon wieder hingehen sollte; aber Gustav entgegnete ganz kurz, daß er für den Vater eine Geschäftsreise machen müsse und den Tag der Rückkehr nicht bestimmen könne. Sie sah ganz verwirrt hinter ihm drein, aber da fiel schon die Haustür ins Schloß.

Das letzte Geleit gab ihm Tiras, der Wolfshund. Er glaubte wohl an einen kleinen Spaziergang und trottete hinterdrein, aber oben an der Landstraße trieb Gustav ihn zurück und hob eine Erdscholle auf, als das treue Tier nicht gleich gehorchen wollte. Er warf sie auch, aber ohne die Absicht zu treffen, und so schied er von seinem väterlichen Erbe mit jener symbolischen Handlung der alten Germanen, wenn sie als Geächtete in die Welt hinausjogen.

Ein schwerer Weg blieb ihm noch übrig: der steile und mit Geröll übersäte Steig, der nach der Schusterkate hinaufführte.

Aus dem Chaos der Gedanken, die auf Gustav einstürmten, tauchte nur ein einziger mit Klarheit empor: solange der alte Mann da unten in der Mühle lebte, mußte auch sein schreckliches Geheimnis bewahrt bleiben; keine Moral der Welt, ob alt oder neu geprägt, konnte von dem Sohne verlangen, daß er der Hentel des eigenen Vaters wurde. Erst der Tod des einen konnte das Brandmal von der Stirn des anderen hinweglöschen, aber bis dahin war eine Ehe zwischen den Kindern dieser beiden Männer ein Ding der Unmöglichkeit.

Sie hatten einander ihr Wort gegeben, und die Einlösung des Wortes sollte erfolgen, wenn der wirkliche Täter entdeckt war — man konnte die Sachlage mit einem Knoten vergleichen, der sich immer fester schlingt, je mehr die Hände daran zerren.

Nun wurde er zerschnitten.

---

Die Schusterkate lag einsam wie immer und vom Sturm umweht. Gustav schlich sich um das Haus, denn er sah Niemann trotz des Weihnachtstages in der Werkstatt sitzen, und fühlte, daß ihm der Mut fehlte, diesem Manne unter die Augen zu treten. Aber an der anderen Seite der Hütte stand das Fenster von Annemaries Schlafkammer offen. Das Mädchen war drinnen und verrichtete irgend eine häusliche Arbeit.

Unter den Bäumen des Waldes stehend, winkte Gustav ihr mit der Hand. Erst sah sie es nicht, dann fuhr eine helle Glut über ihr Gesicht. Sie verließ die Kammer und erschien nach einer Weile vor der Haustür. Ihre Haare und ihre Kleider wehten im Winde.

Gustav winkte nochmals und deutete in den Wald. Er ging voraus und hörte, wie das Mädchen ihm folgte

— immer tiefer in das Gebüsch, bis sie auf der Lichtung zusammentrafen, wo man damals den erschossenen Forstwart aufgefunden hatte.

Sie merkten das erst, als sie einander gegenüberstanden, und es fuhr ihnen wie ein Schlag durch die Glieder.

Dann fragte Annemarie hastig: „Gustav, um Gottes willen, ist etwas mit deinem Vater? Die Leute reden allerhand, und der Doktor ist gestern dagewesen und —“

Er blickte finster vor sich hin. Nun kam das bittere Lügen. „Mein Vater ist in der Genesung. Aber er und ich — wir sind auseinander.“

„Um meinetwillen, Gustav?“

„Nein,“ entgegnete er mühsam. „Oder wie man es nehmen will. Ich trage wohl die Schuld. Von uns beiden ging es aus, das ist wahr, aber ich wurde heftig, und — frage mich nicht weiter, es ist eben zu einem Bruch gekommen, und ich verlasse die Mühle. Ich habe sie schon verlassen, Annemarie, und ich bin auf dem Weg in die Fremde.“

Blaf, wortlos, mit gefalteten Händen stand sie vor ihm.

Endlich kam ein Wort: „Der Makel!“

„Ja, der Makel!“ entgegnete er und biß die Zähne zusammen.

„Das ist also ein Abschied, Gustav?“

„Vorläufig, Annemarie.“

„Nein, für immer. Dein Vater kann sterben. Ich wünsche es ihm nicht, aber einmal wird er sterben. Der Makel stirbt nicht.“

Es war ihm, als müßte er hinausschreien: „Er stirbt ja mit meinem Vater!“ — aber die Kehle war ihm wie zugesehürt. Wenn erst der Gipfel eines Geheimnisses gelüftet wird, dann ist es kein Geheimnis mehr.

„Leb wohl!“ sagte er nur.

Ihre Hände ruhten so kalt ineinander, daß es sie beide durchschauerte. An einen Abschiedskuß dachten sie nicht, denn jede Berührung der Lippen birgt eine Hoffnung in sich, und sie hatten keine Hoffnung.

Dann gingen sie auseinander.

Gustav setzte seinen Weg durch den Wald fort, und als er an die Stelle kam, wo sein Vater den Schuster gesehen haben wollte — an den Meineidfleck, wie man ihn wohl nennen wird zum Unterschied von dem Mordfleck — da drohte er mit der Faust nach der Richtung, in der die Mühle lag.

Worte kamen nicht über seine Lippen. —

Annemarie kehrte in das Haus zurück. Sie setzte sich an den Ofen und barg das Gesicht in die Hände.

Der Schuster schielte über seine Arbeit hinweg nach ihr hin. „Ich habe euch wohl gesehen,“ sagte er. „Ist die Narrheit aus?“

„Ja, Vater. Er geht in die weite Welt.“

„So, das ist der Anfang. Dann wird die Mühle ja bald leer stehen.“

„Der Müller ist wieder auf den Füßen.“

Riemann schlug eine Zwerge in die Sohle des Stiefels, den er in Arbeit hatte. „So geht es in der Welt. Ich treffe schon noch den richtigen Fleck, aber das Schicksal ist kein Schusterhammer, das Schicksal haut daneben! Oh, wenn du Leder wärest und ich hätte dich unter den Händen, ich wollte dich schon mürbe klopfen!“

Das war der alte Groll, und Annemarie konnte nicht einmal dawider reden.

---

Es war wohl selten ein Winter über das entlegene Gröde hingegangen, der dem Wirtshausgetratsch und

dem Spinnstubengeklatsch so reichlichen Stoff gegeben hätte als die nunmehr folgende Zeit zwischen Weihnachten und Ostern.

Nach dem Oberförster Eichler war der Müller Zahn die bedeutendste Persönlichkeit in der ganzen Umgegend, und je einsamer die Springmühle aus der Talmulde auftrug, je weniger es möglich war, ihre Geheimnisse zu erforschen, um so zäher hefteten sich Neugier und Gerüchte an ihre Mauern.

Aus einer ländlichen Anschauung heraus konnte man den Bruch zwischen Vater und Sohn allenfalls begreifen. Denn es war ja eine allgemein bekannte Tatsache, daß Gustav und Annemarie ein Verhältnis miteinander hatten, und abgesehen von dem Unterschied in Vermögen und Stellung erschien eine Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten deshalb unmöglich, weil der Müller die Bestrafung Riemanns herbeigeführt hatte und dieser sich ungeachtet des zweiten Richterspruchs nicht von dem an ihm hängenden Verdacht reinigen konnte.

Ob es wohl wirklich so ganz richtig mit diesem Eide hergegangen war? Die Möglichkeit eines Irrtums hatte der Müller ja in der zweiten Schwurgerichtsverhandlung zögernd und widerwillig zugegeben, und wenn eine Sache erst rissig geworden ist, dann bedarf es nur eines Stoßes, um sie in Scherben zu schlagen.

Dieser Anstoß war das eigene Gebaren des Müllers.

„Er ist hinterfinnig geworden,“ sagten die Leute. „Das ist nicht die Zwietracht mit seinem Sohne, denn darüber kommt ein dicker Schädel hinaus — aber der Eid ist es, der Eid!“

Achtung vor dem Eide und Furcht vor den Folgen seiner Verletzung steckten noch immer in dieser rauhen Waldbbevölkerung, die es sonst mit dem Geseße nicht

so genau nahm; sie konnten es begreifen, die Holzfrevler und die Wilddiebe, daß einer tieffinnig werden mußte, wenn er einen Flecken auf seiner Schwurhand entdeckte.

Die Kunde von dem hinterfönnigen Wesen des Müllers verbreitete sich durch Leute, die darum wissen mußten — durch das eigene Hausgesinde.

Da war zuerst der Mahlbursche Klaus, ein braver, fleißiger Mensch, der aber nicht an übermäßigem Denken litt.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen,“ sagte er Sonntags im Wirtshaus. „Das Gelumpe in der Mahlstube kann ich ganz gut allein beschaffen, aber seitdem der Alte wieder auf den Beinen ist, hat er keine Ruh', er muß überall dabei sein. Er ist der Herr, und wenn es ihm Spaß macht, kann ich nichts dagegen machen. Aber es macht ihm ja gar keinen Spaß.“

„Ist er noch krank?“ wurde gefragt.

„Gott bewahre, er hebt seinen Sad wie ein junger Kerl. Aber dann ist es mit einmal, als ob es einen Knacks in ihm geben täte. Er setzt sich in die Ecke und sinniert vor sich hin. Bisweilen redet er auch. Wißt ihr, was er mich neulich gefragt hat?“

Die Köpfe fuhren zusammen. „Was denn? Was hat er gesagt?“

„Ob es wohl möglich wäre, daß einer durch das Rad in die Mühle kriecht, wenn das Rad stillsteht.“

Der Dorffschmied von Gröbde, ein mächtiger Kerl, rechte sich empor. „Ich brächte das nicht fertig, Klaus, ich bin zu vüllig. Aber ich kenne einen, der könnt's schaffen — der Schuster da oben in der Käte.“

„Sei doch still, Schmied!“

„Er hat recht,“ mischte sich der Schneider hinein. „Niemand hat die Gestalt dazu, und er hätte wohl

auch den Willen. Sein Haß auf den Müller ist nicht schlecht — von wegen dem Eide.“

„Ja, wegen dem Eide,“ hieß es von allen Seiten. —

In der Spinnstube ging die Rede anders. Da kam bisweilen die alte Welsch von der Mühle hin, und wenn sie auch sonst an der Familie Zahn hing, so ging ihr jetzt das Mundwerk, denn sie hatte sich allmählich auf Gustavs Seite gestellt.

„Der ist nicht aus Troß gegangen,“ sagte sie. „Es muß schon in der Nacht vorher was passiert sein, denn mir nichts dir nichts läßt keiner den tranken Vater im Stich und rennt in die Nacht hinaus. Bei der Annemarie ist er nicht gewesen — ich habe das Mädchen aufs Gewissen gefragt, und sie hat's mir zugeschworen.“

„Es wird viel geschworen,“ meinte die Bäckerlies und wiegte den Kopf.

„Viel zu viel,“ bestätigte die Welsch. „Wenn der Müller nur so 'n gutes Gewissen hat wie die Annemarie! Soll ich euch sagen, womit er umgeht?“

Da fuhren die Köpfe zusammen just wie im Wirtshaus.

„So red doch, Welschen!“

„Aufhängen möcht' er sich! Unchristlich genug ist er dazu, denn er liest immer in den alten Kalendern, und auf der Bibel liegt der Staub fingerdick. Aber die Courage fehlt ihm, das ist es!“

„Hast du ihn denn schon einmal abgesehritten, Welschen?“

„Na, so weit ist es Gott sei Dank noch nicht gekommen. Aber neulich seh' ich ihn im Stall stehen, vor einem großen Haken in der Wand. Das Halstuch hat er abgenommen, und 'n Strick hat er in der Hand. Da geh' ich in Strümpfen heran und frage, was das bedeuten soll. ‚Unfinn,‘ sagt er und schmeißt den Strick



weg und geht seiner Wege. Den Abend nahm ich ihn dann vor, wie sich's gehört, und da meinte er, auf dumme Gedanken fiele jeder mal, wenn ihm das Leben nicht mehr passen täte, aber zwischen Vornehmen und Ausführen stünde doch mehr als ein altes Weib.“

„Bei dem täte ich nicht bleiben!“ rief die Bäckerlies und schüttelte sich.

„Hab' ich auch nicht vor. Der Klaus sagte neulich auch, es wäre ihm zu grauslich in der Mühle, und da sind wir beide einig geworden und haben zu Ostern gekündigt. Es ist nur ein Unterschied dabei, der Klaus dient nun drei Jahre, und bei mir waren es Martini dreißig, der Klaus ist ein junger Kerl, und ich gedachte auf der Mühle zu sterben.“

---

Es geht gegen die Natur, daß um den Frühling herum die Blätter abfallen, aber sie taten es wirklich.

Die Springmühle stand in der Zeitung zum Verkauf, und es hieß, daß Jahn in die Stadt ziehen wollte, aber es fanden sich von heute auf morgen keine Liebhaber; es war, als ob der Platz verfermt sei.

Auch aus der Schusterkate wehte ein junges grünes Blatt ins Thal. Annemarie hatte es gut gemeint, als sie ihren Dienst bei Timpe aufgab und zum Vater heraufzog, aber das Einmaleins war dabei zu kurz gekommen.

Der karge Verdienst des Schusters reichte für zwei Personen nicht aus, und das Schneidern in Thalheim war wegen der großen Entfernung nicht durchzuführen.

Timpe hatte schon zwei Briefe geschrieben, daß es ohne die Annemarie gar nicht gehe, und nach dem dritten packte sie ihr Bündel.

„Es ist besser, daß du den alten Dienst wieder antrittst,“ sagte Riemann. „Die vergangenen drei Jahre haben mich hart gemacht — ich kann mit der Einsamkeit schon auskommen.“

Die Leute redeten darüber. „Er will sie aus dem Wege haben,“ sagte man.

Niemand drückte sich deutlicher darüber aus, was dieses „aus dem Wege haben“ denn eigentlich bedeute, aber jeder wußte für sich allein, wie es gemeint war.

Der Schuster hatte aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht; er hatte jede Gelegenheit benützt, um zu betonen, daß er seine drei Jahre Zuchthaus doch hauptsächlich dem Müller Jahn verdanke. Eigentliche Drohungen konnte niemand dem Schuster zur Last legen. Aber sein Haß war in aller Leute Mund, und er wurde allmählich verstanden, nachdem sich ein Umschlag in der öffentlichen Meinung herausgebildet hatte und man zu der Ansicht kam, daß der Müller wirklich fahrlässig geschworen habe. —

Die Witwe Walthers und die öffentliche Meinung waren ganz gewiß zwei Dinge, die nicht viel miteinander gemeinsam hatten, aber das Raunen und Reden ging doch nicht ganz spurlos an dem Häuschen der Alten vorüber — und es zeitigte eine wunderliche Frucht. Das war schon, als die Märzwinde zu wehen begannen und der Saft in den Bäumen stieg; Zeit von Krankheit und Wechsel, und einige meinen, in wirren Köpfen ginge es dann noch krauser her als sonst. —

Der Schuster Riemann saß auch abends noch bei seiner Flickarbeit. Seit Annemarie wieder unten bei Timpe in der Gastwirtschaft war, schlich ihm der Tag langsam hin, und er konnte nur schlecht schlafen. Bisweilen hielt ihn auch die Sorge wach, daß man ihm

eines Nachts die Räte anstecken möchte, denn die meisten Brandstiftungen fallen in die Zeit der Übergänge.

Da tastete etwas an der Tür. Der Schuster wunderte sich, daß noch jemand so spät Arbeit brachte, denn zum Plaudern kamen sie nicht aus dem Dorfe — schon wegen des weiten Weges und auch aus anderen Gründen.

Und dann traute er kaum seinen Augen.

Die Witwe Walther, die Mutter des Erschossenen, das alte krumme Weib, kam über die Schwelle.

Die Alte war ganz manierlich und wackelte nur ein bißchen mit dem Kopf. „Muß doch mal zu dir kommen,“ sagte sie. „Das wundert dich wohl, Schuster — was?“

„Hätt's nie geglaubt,“ entgegnete er und griff wieder nach seiner Arbeit.

Sie setzte sich unaufgefordert ihm gegenüber und sah eine Weile zu, wie er mit zusammengekniffenen Lippen den Pechdraht zog.

„Geht das so die ganze Nacht?“

„Wenn ich genug zu schaffen hätte,“ entgegnete er, „tät' ich's.“

„Hast wohl ebenso schlechten Schlaf wie ich, Schuster?“

„Schlecht genug.“

„Und dann sinnierst du ebenso wie ich — über das eine?“

„Kann schon sein.“

Ihre glitzernden Augen fuhren durch das Zimmer, als ob sie etwas suchte. „Hast du ein Bibelbuch im Hause?“

„Wird schon eines da sein — da oben auf dem Bord. Was willst du damit?“

Sie holte es schweigend herunter, wischte den Staub mit ihrer Schürze ab und legte es aufgeschlagen vor dem Schuster hin. „Nun tue die Hand darauf — die

rechte. Und dann schwöre mir bei dem lieben Herrn Jesus, daß du meinen Jungen nicht ermordet hast.“

„Ich war's nicht,“ sagte Riemann. „Ich beschwör's bei meiner Seligkeit.“

Frau Walther trug das Buch wieder fort und setzte sich auf ihren Platz zurück. „Ich glaub' dir's, Jakob.“

„Das hast du früher nicht getan,“ entgegnete er und sah ihr nachdenklich in das Gesicht. „Es ist doch nicht mehr herausgekommen, als was die zwölf Männer gerichtet haben.“

„Vor den Leuten nicht, Jakob. Aber ich hab' eine Erscheinung gehabt.“

Ach ja, sie hatte wohl mehr als eine Erscheinung. Seitdem das Unglück mit dem Sohne ihren Geist getrübt, wurde sie oft von Visionen heimgesucht, und dann schrieb sie Briefe an das Gericht. Aber bisher hatte nur Riemanns Name in diesen Schriftstücken gestanden.

Dennoch ging der Schuster auf ihre Idee ein. „Ist dir der Mörder erschienen?“

„Nein,“ entgegnete sie und blickte hinter sich in die Ecke. „Es war mein Junge, gerade so blaß und blutig, wie er unter der Eiche gelegen hat. Und er sagte zu mir, es wäre einer mit weißen Haaren. Die hast du nicht, Jakob.“

Riemann wurde immer aufmerksamer. Dieser alten Frau hatte man ihr Einziges, ihr Liebstes genommen, und sie war seitdem wie eine Löwin, die ihr Junges sucht. Ihre Gedanken drehten sich immer nur um diesen einen Punkt, und wenn auch der Geist darunter gelitten hatte, der Instinkt der Irtsinnigen war vielleicht um so schärfer. Sie hegte offenbar einen Verdacht. Der ging dann durch ihre Träume und vermischte sich

mit ihren Visionen, aber der Verdacht selbst konnte Wahrheit sein.

Dem Schuster schlug das Herz bis in den Hals. Er mußte sich zusammennehmen, um seine Aufregung nicht zu verraten, aber ein einziges unbedachtes Wort konnte den schwachen Gedankenfaden in diesem Hirn zerreißen, und dann war er nicht wieder aufzufinden.

„Es gibt viele mit weißen Haaren,“ sagte er vorsichtig.

„Nicht so gar viele, Jakob. Die meisten in Gröde haben schwarze, und die ganz Alten sitzen hinter dem Ofen.“ Dann neigte sie geheimnisvoll den Kopf vor und begann an ihren dürren Fingern zu zählen. „Man muß die Sachen nur beisammen behalten, Jakob. Das Gewehr haben sie im Wald gefunden, in einem hohlen Baum. Das Gewehr sei wie von Silber gewesen, sagen die Leute. Es gibt nur einen in der Gegend, der Silber und Gold hat.“ Sie hob den zweiten Finger hoch und sicherte plötzlich vor sich hin. „Oh, wie dumm doch die Leute sind! Der eine mit den weißen Haaren, so sagen sie, der ginge nie in den Wald! Und ich hab' ihn doch selber gesehen — zweimal, dreimal in der Nacht, wenn ich selber im Walde war.“ Dann wurde ihr Gesicht wieder ernst. „Mich hätte er auch tot geschossen, wenn ich ihm in den Weg gekommen wäre. Wer einen Meineid schwören kann, der kann auch einen Menschen morden — und wenn er weiße Haare hat.“

„Martha!“ schrie Riemann auf.

Aber sie hob beschwichtigend die Hand. „Still, ich hab' ja keinen Namen genannt! Ich will nicht vor das Gericht. Wenn ich alles weiß, dann braucht man nicht zwölf Männer dazu. Aber ich weiß noch nicht alles. Ich denke, mein Junge wird noch mal wiederkommen, daß ich ihn nach dem Weiskopf fragen kann.

Unrecht tun soll man keinem. Dir hab' ich unrecht getan.“

Mehr war nicht aus ihr herauszubringen, sie rappelte sich wieder auf und schlich nach der Thür.

Der Schuster begleitete sie, und als sie draußen beisammen standen, horchte er auf den Märzwind, griff über sich in das niedrige Dach seiner Kiste und sagte: „Also das ist jetzt vor dir sicher, Martha? Den roten Hahn setzt du mir nicht hinein?“

Sie entgegnete: „Du hast auf das Bibelbuch geschworen. Du hast keine weißen Haare — ich glaube dir. Verrat mich nicht — den roten Hahn trage ich hier in meiner Tasche, und wenn es Zeit ist, dann fliegt er schon hinaus.“ —

Noch lange stand Jakob Riemann vor seiner Thür. Hinter ihm wühlte der Wald, und vor ihm lag das schweigende finstere Thal. So finster wie der Schlaffaal, in dem er drei Jahre hindurch mit Verbrechern genächtigt hatte.

Daran dachte er jetzt. Wer ihm diese drei Jahre seines Lebens genommen hatte — und es hätten ja auch mehr werden können — der verdiente den Tod.

Aber einer Irrsinnigen Rede ist keine Rede.

Riemann konnte die Springmühle nicht sehen, es war zu dunkel. Dennoch starrte er immerfort nach der Richtung, wo sie lag, und wie wir an dem schwärzesten Himmel endlich einen Stern entdecken, wenn der Wille ihn zu finden nur vorhanden ist, so glaubte auch dieser argwöhnisch gewordene Mann endlich ein Anzeichen dafür zu erkennen, daß die Ruhe und der Schlaf des Springtals eine Maske trage.

Er sah wanderndes Licht. Wie eine kleine Kerzenflamme, die von der Hand beschirmt wird, ging der Schein hin und her, gleich jenen ruhelosen Irrlichtern,

die nach dem Glauben des Volkes über einem unergründlichen Sumpf schweben sollen.

Und der Schuster murmelte vor sich hin.

„Das schlechte Gewissen!“ sagte er. „Die Angst vor der Entdeckung. Hüte dich, Müller Jahn, wir sind dir auf der Spur, die Alte und ich, und wir haben beide eine Schuld einzufordern. Deine weißen Haare sollen dir nichts helfen, und wenn die Gerichte dir nicht an den Kragen wollen, so hole ich dich mit diesen meinen Fäusten aus dem Bau. Nur noch ein bißchen Geduld — Geduld — Geduld!“

---

Die Leute wunderten sich immer mehr über die alte Walther. Bisher war sie ziemlich redselig gewesen, das heißt in Beziehung auf den einen Punkt, um den sich ihr bißchen Denken drehte, und der Name des Schusters Riemann hatte dabei eine große Rolle gespielt. Nun schwieg sie plötzlich, als wenn ein großes Geheimnis ihre Seele bedrückte.

Sonst hatte sie für die Insassen der Schusterkate nur das giftige Wort „Mörderpad“ in den Mund genommen und dabei auf ihre Kleidertasche geschlagen, wo sie stets eine Bündholzschachtel verborgen trug; jetzt sah man sie bisweilen nach der Kate hinaufwandern, und es hieß, sie hätte mit dem Schuster Frieden geschlossen.

Auch sonst streifte sie viel durch das Gelände. Der Wald, in dem man sie bisher zu allen Tages- und Nachtzeiten angetroffen hatte, schien ihr gleichgültig geworden zu sein, aber um die Springmühle kreiste sie wie ein Rabe, der irgendwo das Nas wittert und sich doch nicht getraut, darauf niederzustoßen.

Aber eines Tages erschien sie in der Mahlstube mit

einem Säckchen Korn. Klaus, der Mühlknappe, war allein anwesend, und sie setzte sich in die Nähe des Rades, an dem das Wasser niedertroff.

„Das wird nun wohl bald stillstehen,“ sagte sie.

„Warum glaubst du das?“

„Nun, wenn du fort bist, und wenn die Welschen fort ist, wer soll dann das Rad noch treiben?“

„Der Springbach.“

Die Alte schüttelte den Kopf und lachte. „Mach mich nicht dumm! Der Springbach kann lange laufen! Ich bin doch oft genug bei der ‚Lede‘ gewesen und hab’ gesehen, wie die Steine übereinanderliegen. So wird es hier auch bald aussehen, Klaus — verlaß dich darauf!“

Dem Burschen wurde es unheimlich bei diesen Worten. Die „Lede“ war der Überrest eines Bauernhauses tiefer im Gebirge — vor vielen Jahren hatte der Eigentümer das Gewese angezündet und war dann nach Amerika entwichen; die Leute redeten noch bisweilen davon.

„Unsere Mühle brennt nicht so leicht,“ sagte er.

„Brennt nicht so leicht, meinst du? Da ist Holz genug, und der Stall liegt voll Stroh. Es braucht bloß jemand zu kommen und das Streichholz hineinzuworfen, dann gibt es ein hübsches Feuer. Viel schöner, als wenn die Schusterkate aufgehen täte.“

Das mit der Schusterkate begriff der Bursche, aber die brennende Mühle wollte ihm nicht in den Kopf.

„Wer sollte denn das tun?“ fragte er.

„Tun? Tun? — Hab’ ich einen Namen genannt? Ich werde mich hüten, ich will nichts mit den Gerichten zu schaffen haben!“

Aber sie konnte ihre Augen nicht beherrschen. Diese unruhigen Augen gingen durch das Fenster der Mahlstube, und sie schweiften nach dem Walde hinauf —



just dorthin, wo die Hütte des Riemann lag, von der sie soeben gesprochen hatte. Und dann stand sie auf.

„Mahl mir das Korn recht fein, Klaus, es ist Witwenbrot — Sorgenbrot. Mahl es mir so fein wie auf Gottes Mühlen, und dann sollst du auch einen Gotteslohn haben.“ —

Als bald darauf der Müller kam, sagte der Bursche: „Die verrückte Walthier ist dagewesen. Sie steckt ja jetzt mit dem Riemann zusammen und schwächt aus der Schule. Sie sollten ein bißchen achtgeben, Herr, sonst setzt Ihnen der Riemann noch den roten Hahn auf das Dach — das ist kein Guter.“

„Wenn die Alte es nicht tut,“ entgegnete Jahn.

„Die Alte hat ja wohl keinen Grund dazu, Herr. Aber dem Schuster juden seine drei Jahre.“

Jahn murmelte etwas von den Gerichten.

Der Knecht schüttelte den Kopf. „An Ihrer Stelle würde ich das Gewese verkaufen — weit weg ist besser als nahebei.“ —

Seitdem hatte der Müller gar keine Ruhe mehr. Käufer für die Mühle fanden sich nicht, zum 1. Mai ging das alte Gesinde ab, neues war nicht zu bekommen. Und von Gustav liefen nur dunkle Gerüchte durch das Land. Er sollte unten in der Kreisstadt eine Stelle im Kontor eines Kornhändlers angenommen haben.

Man begriff das alles nicht.

Der Mai war gekommen, und im Zuchthaus zu Neustadt gab es wieder eine Entlassung. Karl Heder hatte seine Zeit abgesehen und stand vor dem Direktor, um seine Papiere in Empfang zu nehmen.

„An Ihrer Stelle würde ich außer Land gehen, Heder,“ sagte der. „Sie haben wohl noch allerhand auf dem Kerbholz, was man Ihnen bloß nicht so genau

nachweisen kann. In Amerika ist für Sie der beste Platz.“

„Wenn ich nur nicht so 'n mächtiges Heimweh hätte, Herr Direktor!“

„Machen Sie mir doch nichts weiß, Heder — ein Kerl wie Sie und Heimweh! In Ihrer Heimat schlachtet man Ihnen wahrhaftig kein Kalb!“

„Nä, Herr Direktor, das wird wohl stimmen. Aber den einen oder anderen Freund hat man doch.“

Der Direktor stuzte, sann nach und wurde sehr ernst. „Damit meinen Sie wohl den Riemann? Ich will Ihnen was raten, Heder, lassen Sie den lieber in Ruh'. Freigesprochen ist er ja — na ja, jedenfalls aber liegt er nicht auf Rosen. Und wenn die Leute hören, daß er wieder mit seinem alten Kumpen anbandelt, dann weiß ich auch, was die Leute dazu sagen werden.“

Heder kratzte sich den Kopf. „Das kann wohl stimmen, Herr Direktor. Aber er ist mir doch Dank schuldig!“

„Wenn Sie die Wahrheit beschworen haben, Heder, dann ist der Dank nicht groß. Wenn nicht: dann ist es ein gefährlicher Dank.“

„Oh, Herr Direktor,“ sagte der Sträfling, „ich wollte, mein Gewissen wär' überall so rein wie in dieser Sache!“

Bei seinem Abschied händigte man ihm einen recht hübschen Überverdienst ein, denn gearbeitet hatte er wie ein Pferd, in der Freiheit fehlte ihm bloß der Antrieb dazu. Die Mahnung des Direktors schlug er natürlich in den Wind. So 'n Herr konnte gut reden, dem liefen die Freunde von selber zu, er brauchte sie nicht mit Schusterpech an sich zu fesseln.

Und Riemann war der einzige Freund, den diese verlorene Menschenseele hatte. —

Die Heimkehr des Zuchthäuslers in seine Heimat

vollzog sich äußerlich angenehmer, als es damals bei dem Schuster der Fall gewesen war. Die Sonne schien, und die Bäume waren grün, obendrein gestattete der Überverdienst eine stolze Eisenbahnfahrt dritter Güte.

In seinem eigentlichen Geburtsort Thalheim hielt sich Heder nicht lange auf. Das Heimatsgefühl war natürlich nur so 'n Gerede gewesen, wie Sträflinge es ihren Vorgesetzten gegenüber aufstischen, daheim schreien es ja die Späßen von den Dächern, daß der verlorene Sohn wieder da sei.

Er ging vom Bahnhof aus geradeswegs durch das Städtchen. Bei dem Kaufmann am Tor, demselben, bei dem Annemarie die ersten Lebensmittel für ihren Vater erstanden hatte, kaufte er sich eine richtige Literflasche voll Schnaps und schmiß ein blankes Fünfmartstück auf den Tisch, dem sah man's nicht an, wie hart es überverdient war.

Vor dem Laden kam ein kleiner Dämpfer. Der Wachtmeister Kunze kreuzte den Weg des Sträflings, erkannte ihn sofort und forderte Einsicht der Papiere.

Heder zeigte mit frechem Grinsen seinen Entlassungsschein. „Ich hab' ehrlich abgefessen, Herr Wachtmeister,“ sagte er, „bis auf die letzte Minute. Es war ein böses Stück Arbeit!“

„Und nun?“

„Mit der Fortsetzung drängelt es nicht. Wir haben Geld genug.“

„Wird nicht lange vorhalten,“ meinte der Beamte und deutete auf den Hals der Flasche, die aus der Jacke hervorlugte.

„Das bißchen Stoff? Na, da haben Sie allenfalls recht.“

„Nur nicht vagabundieren, Heder!“

„Wo denken Sie hin, Herr Wachtmeister! Diese

Nacht schlafe ich in der Schustertate — das ist doch ein ehrliches Haus!“

„Und wenn der Überverdienst alle ist, Heder?“

„Dann wird geschuftet. Sie sollten nur mal so 'n Jahr im Rittchen sitzen, Herr Wachtmeister, dann würden Sie auch schuften!“

Nach diesem Trumpf zog er grinsend ab, und Runze begab sich zur Meldung auf das Gericht.

„Er ist wieder da,“ sagte er zum Amtsrichter. „Den Heder meine ich. Und er tut sich mit dem Schuster Riemann zusammen.“

Wolff zuckte die Achseln. „Wir können es nicht hindern, solange nichts vorkommt. Aber das ist nicht gut.“

„Nein, Herr Amtsrichter, gut ist es nicht, und passieren wird schon was. Ich möchte jetzt kein Rehbod sein.“

Der Amtsrichter sah den Alten bedeutungsvoll an. „Seitdem wir den Zwilling hier unten haben, ist es da oben besser geworden — nicht?“

„Aber sehr, Herr Amtsrichter. Seitdem und seit manchem anderen.“

„Nur Vorsicht und offene Augen, Runze!“

Karl Heder wanderte in die Berge hinauf. Mitunter machte er halt und tat einen Zug aus seiner Flasche. Dann hielt er sie jedesmal gegen das scheidende Licht.

„Für den Schuster muß was übrig bleiben,“ brummte er. „Wir wollen eine lustige Nacht feiern. Es hält doch nir auf der Welt besser zusammen als das Rittchen!“

Und dann wurde er sentimental.

„Drei Jahre unschuldig — das soll der Teufel holen! Wenn ich alles absetzen müßte, was ich mit Recht auf dem Kerbholz hab', dann hätte ich dem Schuster seine

Kluft anziehen können. So — das war jetzt der letzte Zug!“

Ziemlich angeheitert kam er mit der Dunkelheit an die Kate. Das Licht brannte schon in der Werkstatt, und Heder umkreiste zweimal das Haus. Als er sich überzeugt hatte, daß Niemann allein sei, schlug er mit der Faust gegen die Tür und stimmte ein altes Spitzbubenlied an.

Da kam der Schuster heraus. Er hielt die Lampe in der Hand, erkannte den alten Kameraden und stellte sich breit in den Eingang.

„Geh lieber ein Haus weiter, Karl!“ sagte er.

„Das wär' 'ne Kunst, Jakob.“

„Weißt du nicht, was ich dir da unten sagte, als wir uns zum letzten Male sahen?“

„Mein Gedächtnis ist nur gut, wenn es gilt, einen alten Kameraden herauszupaulen.“

Das Wort wirkte, Niemann trat zurück.

„So komm herein. Aber was willst du eigentlich hier?“

„Vorläufig übernachten. Du hast doch Platz?“

„Ja,“ entgegnete Niemann. „Meine Annemarie ist wieder fort. Es langte nicht für zwei.“

„Desto besser wird das für zwei langen!“

Heder hatte die Stube betreten und stellte seine Schnapsflasche auf den Tisch.

„Für dich und mich,“ fuhr er fort. „Junge, Junge, da kommt ein alter Freund, dem du deine Freiheit zu verdanken hast, bringt dir 'nen guten Tropfen ins Haus, und du machst ein Gesicht, als ob ich der leidhaftige Satan wäre! Du bist doch nicht unter die Betbrüder gegangen?“

„Aber unter die ehrlichen Leute.“

Das Gesicht des Zuchthäuslers verzog sich zu einem

breiten Grinsen. „Das ist ein saurer Weg! Du hättest nur sehen sollen, was unser Alter da unten in Neustadt für Fragen schnitt, als er auf deine Geschichte zu reden kam. „Sie haben ihn freigesprochen — na ja,“ knurrte er durch die Nase, und die beiden letzten Worte kamen so lang heraus wie dein Pechdraht. Die Grödener haben dir wohl auch keine Ehrenpforte gebaut — diese Rasselbande!“

„Laß mich nur erst den richtigen heraushaben,“ sagte der Schuster finster. „Sie sollen mir noch alle Abbitte tun, daß sie mich für einen gemeinen Mörder gehalten haben.“

Der andere sah, daß sie mit ihrer Unterhaltung in dem richtigen Fahrwasser waren. Er setzte sich breit an den Tisch, rückte seine Schnapsflasche näher und entgegnete: „Darauf können wir allenfalls einen nehmen. Übrigens meine ich, daß es besser ist, Jakob, wenn du den Täter nicht herausbekommst, denn vor die Abbitte wirst du dir selbst einen netten Riegel schieben.“

„Wieso?“

„Du wirst den Kerl einfach totschlagen, und das kommt dann wiederum heraus.“

Niemand antwortete nicht gleich. Er betrachtete die Flasche mit begehrlichen Augen, tat endlich einen tiefen Zug und legte seine geballte Faust auf den Tisch.

„Meinst du, Karl? Denkst du, ich hätte noch nicht genug Angst vor dem Henker und genug Pein im Zuchthaus ausgestanden, daß ich noch mal die Sache auf mich nehmen möchte? Und diesmal in Wirklichkeit, Karl? Denn das erste Mal hatte ich doch immer noch mein gutes Gewissen.“

Heder schüttelte den Kopf. „Auf das gute Gewissen pfeif' ich mit Verlaub. Hab' ich was ausgefressen, so

murr' ich auch nicht über die Strafe, aber wenn mich einer unschuldig hineinbrächte — bei des Teufels Großmutter, ich drehte ihm den Kragen um! Übrigens dünkt mich, daß wir es wie die Nürnberger machen. Du hast ja den Kerl noch gar nicht heraus.“

Der Schuster blickte sich um. Sie waren ganz allein, und man hörte nur das Ticken der Wanduhr. Aber dennoch dämpfte Riemann seine Stimme, als ob er einen Lauscher fürchtete. „Ich bin ihm auf der Spur!“ flüsterte er.

„Was Teufel?!“

Sie rüdten zusammen und tuschelten miteinander.

Nach einer Weile steckte Heder die Fäuste in die Tasche und pfiß durch die Zähne. „Jakob, Jakob, die Sache steht auf schwachen Füßen! Also man hat ein feines Gewehr gefunden, wie es keiner von den Grödenener Lumpen bezahlen kann, und die verrückte Waltherr hat den Müller bei Nacht im Walde gesehen. Schön, das genügt vielleicht, um einen heimlichen Wilddieb aus ihm zu machen. Aber muß er darum auch den Waltherr erschossen haben? Da sind doch noch mehr, die das fertig bringen! Das bißchen Meineid meinst du? Wenn's wirklich ein Meineid war, dann läßt sich ein Vers darauf machen — er kann aber auch im guten Glauben gewesen sein.“

„Das Gewissen!“ sagte Riemann. „Das nächtliche Herumlafen in der Mühle, die Trennung von seinem Sohn —“

Heder dachte angestrengt nach. „Möglich wär's ja, für einen scheinheiligen Hund habe ich ihn immer taxiert, aber auch für einen schlauen. Junge, Junge, dazu gehört was, um dem in die Karten zu gucken!“

„Ich kann's nicht!“ sagte Riemann finster.

„Kann ich's etwa?“

Plötzlich schlug der Schuster auf den Tisch. „Wenn's einer schaffen soll, der muß täglich und stündlich um ihn sein! Der muß ihn plagen und ängstigen mit Fragen und Andeutungen, bis ihm der Schreck in die Haarspitzen fährt und er sein Geheimnis herausbrüllt. Ein Teufel muß es sein, wie du einer bist!“

„Soll ich mich etwa von ihm adoptieren lassen?“ fragte Heder grinsend.

„Es gibt schon einen Weg. Seit dem 1. Mai ist der Müller in tausend Nöten. Sein Mühlknappe ist fort, und einen neuen kriegt er nicht. Die Mühle möchte er verkaufen und findet keinen Liebhaber. Er muß sich selber abplagen. Wenn nun einer kommt und sich als Mahlbursche anbietet — er nimmt ihn, und wenn der Teufel den hergekarrt hätte!“

„Mich auch?“ fragte Heder grinsend. „Aus der Hölle komme ich ja nicht, aber aus dem Zuchthaus, und das ist Hü wie Gott.“

Riemann war im Eifer. „Just einen Kerl wie dich nimmt er am liebsten! Gerade weil du ein Spikbube bist, wird er dich lieber um sich sehen als jeden anderen. Wenn er dich ansieht, so braucht er wenigstens nicht rot zu werden.“

Bart besaitet war Heder nicht, das mußte man ihm lassen; er gehörte zu den Spikbuben, die sich auf ihre Vergangenheit etwas einbilden. So wurde er auch keineswegs grob, sondern nur nachdenklich und trank in dieser Stimmung die Flasche leer.

Dann schaute er auf die Wanduhr und meinte, es wäre wohl allmählich Zeit zum Schlafen, die Sache mit dem Müller ließe sich ja überlegen.

Er hatte auf das Bett in der Kammer gehofft, aber Riemann sagte, eine Streu täte es auch; sie wäre eigentlich immer noch viel zu gut für so einen Kerl.



Auf diesen Scherz hin wurde die Streu in der Stube aufgemacht. Die Lampe erlosch, und die beiden legten sich. Schlafen konnte keiner — der Schuster wälzte sich in seinem Bett, und Heder raschelte mit dem Stroh.

Endlich setzte er sich aufrecht und sah in das Mondlicht, das die Stube anfüllte. „Jakob!“ rief er dann leise.

„Was denn?“

„Wie ist denn sonst die Gelegenheit in der Mühle?“

„Was meinst du?“

„Weiter nix. Ich hab' nur so 'ne Abneigung gegen große Hunde und Schießgewehre. Und Frauenzimmer, die ihre Nase überallhin stecken, sind mir vollends zuwider.“

„Ein Hund ist da und an Stelle der alten Haushälterin ein junges Ding. Von Gewehren weiß ich nix. Aber das alles kann dir doch einerlei sein, wenn du Mühlknappe bist?“

„Da hast du recht. Ich meinte auch nur so. Gute Nacht.“

Nach einer Weile richtete sich der Schuster auf.  
„Karl!“

„Was denn?“

„Du hast doch nicht im Sinn, den Müller totzuschlagen?“

„Den? nicht dran. Nur aushorchen will ich ihn. Das Totschlagen kannst du nachher besorgen.“

Weiter wurde nichts gesprochen. Niemann legte sich wieder um, und der andere horchte noch eine Weile. Dann war alles still. —

Am folgenden Morgen wanderte Heder wirklich nach der Mühle. Er hatte mit seinem Gastfreund vereinbart, daß das letzte Nachtquartier ein Geheimnis

bleiben sollte, denn was aus der Schusterkate kam, das mußte dem Müller von vornherein verdächtig erscheinen.

Im übrigen machte der entlassene Zuchthäusler gar keinen schlechten Eindruck. Sie werden ja in der Strafanstalt rasiert und grausam kurz geschoren, und das steht nicht jeder Verbrecherphysiognomie; aber der Direktor von Neustadt war ein humaner Mann und gestattete, daß seine Sträflinge einige Monate vor der Entlassung Haar und Bart wachsen ließen. „Sie sind ja ohnehin genug gezeichnet,“ pflegte er zu sagen.

So konnte der kräftig gebaute Heder sich wohl sehen lassen; nur in Bewegung und Blick lag etwas Lauerndes, und das hatte er sich auf seinen Wanderfahrten angewöhnt, denn die Straßenkötter waren ihm niemals sehr grün gewesen und die Gendarmen noch weniger.

Auch bei der Springmühle bewährte sich diese Erfahrung. Als Heder näher herankam, sah er den großen Wolfshund des Müllers vor der Tür liegen und machte schon von weitem allerhand lodende Gebärden. Das Tier aber erhob ein zorniges Gebell und sprang ihm drohend entgegen.

In diesem Augenblick öffnete sich ein Fenster, und Zahn rief mürrisch hinaus: „Zurück, Tiras!“ Dann erschien er selbst unter der Tür.

Heder grüßte sehr höflich und lobte die Wachsamkeit des Hundes.

Der Müller aber lächelte grimmig: „Wenn ich nicht dabei bin, dann zerreißt er jeden in Stücke! Was wünschen Sie von mir?“

Seit der Verhandlung hatte Heder den Mann nicht mehr gesehen, und er fand ihn sehr verändert: schneeweiß, abgemagert, hinfällig und mit trüben Augen. Die schienen überdies kurzfristig geworden zu sein, denn

sonst hätte er den früheren Vagabunden wohl wieder erkannt.

Der nannte ganz gelassen seinen Namen, denn sich unter einem falschen einzuschmuggeln war ganz unmöglich — das wäre in vierundzwanzig Stunden herausgekommen.

Jahn sann einen Augenblick nach. „So — also der sind Sie. Da kommen Sie wohl — hm —“

„Aus dem Zuchthaus, Herr Jahn. Es ist ja richtig, ich hatte mich zu einer Straftat verleiten lassen, und ich habe meine Strafe abgesehen. Aber nun möchte ich ein ehrlicher Kerl werden.“

„So — das möchten Sie also?“

„Das ist schwer oder leicht, je nachdem,“ fuhr Heder fort. „Wenn man mir die Tür vor der Nase zuschlägt, dann bin ich gezwungen, wieder zu stehlen; aber ein bißchen guter Wille kann das ganze Leben wieder aufrichten. Ich habe ihn, Herr Jahn, und die Leute sagen, daß Sie ihn auch haben.“

Wenn Heder wollte, dann konnte er sehr treuherzig sprechen, und in diesem Augenblick brachte er sogar ein leichtes Zittern der Stimme fertig. Der Umstand, daß Siras ihm in verdächtiger Weise an den Waden herum-schnopperte, trug vielleicht etwas dazu bei.

„Ich kümmere mich wenig darum, was die Leute sagen,“ entgegnete der Müller. „Sie suchen also Arbeit?“

„Je mehr, desto besser, Herr Jahn.“

„Na ja, das sind so Redensarten. Wissen Sie in einer Mühle Bescheid?“

„Ich habe schon einmal vier Wochen in einer gearbeitet,“ log Heder.

„Warum nicht länger?“

„Der Müller machte Konkurs,“ log Heder tapfer weiter.

„Aber ein Zeugnis hat er Ihnen doch ausgestellt?“

„Nein — er hing sich nämlich auf.“

Eigentlich gereute Heder das Wort, denn Jahn machte auf ihn den Eindruck eines Mannes, der unter Umständen selbst so etwas fertig bringen könnte.

Jahn stand auch lange Zeit da und schaute ganz verloren vor sich hin.

Endlich raffte er sich wieder zusammen. „Arbeit hätte ich schon, Heder, denn dieses Haus war in der letzten Zeit wie ein Schiff, aus dem die Ratten auswandern. Aber wenn ich einen Versuch mit Ihnen mache —“

Er sprach keine Drohung aus, aber der Blick, mit dem er den großen, stämmigen Mann musterte, bedeutete doch nichts Gutes. Es lag jetzt eine wilde Energie in seinen Augen, und Heder dachte bei sich, daß er unter gewissen Umständen lieber nichts mit dem Müller zu tun haben möchte.

Unter Umständen, wenn die Rollen nicht gleich verteilt waren.

Laut aber entgegnete er: „Sie bekommen einen dankbaren Hausgenossen, Herr Jahn. Vielleicht ahnen Sie gar nicht, was der Dank eines Unglücklichen wert ist.“ —

So zog Heder wirklich in die Mühle ein. Er bekam die Kammer zugewiesen, in der sein Vorgänger gewohnt hatte, und aß in der Küche zusammen mit dem Mädchen. Die Kessi war ein junges Ding von siebzehn Jahren, die noch nicht viel vom Leben kannte. An Heders Vergangenheit stieß sie sich nur wenig, denn ihr eigener Vater hatte schon im Gefängnis gefessen, und bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit meinte Heder, zwischen Gefängnis und Zuchthaus wäre eigentlich gar kein Unterschied.

Höchstens das Essen sei im Zuchthaus besser.

Bei einiger Beobachtung hätte der Müller bald merken können, daß sein neuer Mühlknappe vom Geschäft ungefähr so viel verstand wie die Kuh vom Lesen, aber viel schneller entdeckte Heder, daß sein Herr sich um nichts bekümmerte. Und als er am zweiten Tage zufällig Riemann begegnete, da gab es eine kurze Unterhaltung.

„Ich hab' nicht übermäßig viel Gewissen,“ sagte Heder, „sonst biße es mich tot. Aber der Müller hat davon eine ganze Masse, und das ist noch schlimmer.“

„Angst hat er!“ meinte Riemann.

„Die Angst soll erst noch kommen!“

„Hast du ihm schon eingeheizt?“

„Nein, das Holz war noch nicht trocken. Aber heute abend wird der Anfang gemacht.“

Sie hatten eine Nachtschicht vor in der Mühle. Es waren plötzlich Bestellungen gekommen, die schleuniger Erledigung bedurften, und Jahn hatte es daher so angeordnet. Er griff heute auch selbst mit zu, und die beiden Männer waren allein in der Mahlstube.

Sie hätten kaum der Laterne bedurft, die vom Deckbalken niederhing, denn es war eine sehr helle Mondnacht, und man konnte weit hinaus in das Gebirge sehen.

Als eine kleine Pause in der Arbeit eintrat, stellte Heder sich an das Fenster der Mahlstube, während Jahn hinter ihm auf dem Mahlkasten saß und eine Tasse Kaffee trank.

Plötzlich sagte Heder: „Gerade so war es damals.“

„Was?“

„Vor vier Jahren. Gerade so mondhell.“

„Wovon sprechen Sie denn, Hecker?“

„Sie wissen doch, Herr Jahn, Sie kamen damals von Thalheim herauf und in die Nähe von der Schusterkate. Ich meine die Nacht, als der Walthier umgebracht wurde.“

„Das ist lange her.“

„Mir ist es noch wie heute. Ich war doch damals mit dem Riemann im Revier, ich brauche ja kein Geheimnis daraus zu machen, denn es liegt alles auf dem Amte. Kreuz und quer waren wir in dem ganzen Revier herumgelaufen.“

Der Müller stellte seine Kaffeetasse aus der Hand, und Hecker hörte das Klirren des Porzellans.

„Ich denke, ihr seid auf dem einen Fleck gewesen?“

„Habe ich das vor Gericht ausgesagt? Dann muß ich wohl mißverstanden worden sein. Kreuz und quer sind wir herumgelaufen und haben uns bald hierhin bald dorthin gedrückt. Es war höllisch lebendig im Revier — in jener Nacht.“

„Nun können wir wohl wieder anfangen,“ sagte Jahn aufstehend.

„Freilich können wir das. Aber wenn ich das Mühlrad ansehe, wie es sich dreht, dann kommt mir immer wieder derselbe Gedanke: Wer mag den Forstauffeher Walthier wohl erschossen haben?“

„Der ist ja erstochen worden,“ murmelte der Müller und zog die Radschützen auf.

„Daran glaube ich nun schon lange nicht, Herr Jahn. Die Geschichte mit der Ahle ist doch nur auspintisiert worden, um den Riemann hereinzulegen, und darum hat der auch geschworen, daß er den Täter entdecken und ihm das Genick umdrehen wollte. Ei, ei — ob der feine Zwilling, den sie im Walde gefunden haben, wohl mit dieser Geschichte zusammenhängt?“

Karl Heder hatte bei diesen Worten eine Wendung gemacht, so daß er dem Müller gerade in das Gesicht sah, und er lächelte ganz unschuldig, obwohl jener so blaß wie die Wand geworden war.

„Das ist ein ganz verrückter Gedanke,“ stammelte Zahn.

„Er kommt auch von einer Verrückten — nämlich von der alten Walthern. Man kann's ihr ja nicht verdenken, daß sie darüber spintisiert, und wissen könnte sie vielleicht auch was, denn es war ja immer ihre Gewohnheit, im Walde herumzulungern. Die weiß besser Bescheid von allem, was im Revier vorgeht, als ich und Sie.“

Das letzte Wort konnte einen Witz vorstellen, denn die Leute glaubten doch alle, daß der Müller niemals eine Flinte in der Hand gehabt hätte. Heder lachte auch dazu. Aber das war ein greuliches, unheimliches Lachen, und es ging dem Müller durch Mark und Bein. Es fiel ihm plötzlich ein, daß dieser große breitschulterige Mensch, mit dem er ganz allein in der Mahlstube war, ja im Zuchthaus gefessen und vielleicht noch ganz andere Dinge begangen hatte als einen lumpigen Einbruch.

Er ging an die Tür und rief nach seinem Hunde.

Heder aber nahm inzwischen eine Art und schlug ein loses Brett damit fest. „Was soll das Vieh?“ fragte er.

„Ich habe den Hund gerne um mich.“

„Ja, es ist einsam auf der Mühle. Seitdem der junge Herr fort ist, noch viel einsamer als früher. An Ihrer Stelle, Herr Zahn, täte ich mich fürchten.“

Zahn fürchtete sich so sehr, daß ihm die Knie zitterten. Es gereute ihn schon tausendmal, daß er diesen unheimlichen Menschen bei sich aufgenommen hatte,

und es lag ihm auf der Zunge, eine Kündigung auszusprechen.

Aber dann überlegte er wieder. Jetzt, unmittelbar nach diesem Gespräch zu kündigen, das konnte so aussehen, als ob ein Zusammenhang vorhanden wäre, und der Verdacht war vielleicht ohnehin schon rege geworden.

Einen Streit vom Zaun brechen? Ach ja, der Hund war inzwischen hereingekommen und hatte sich mürrisch neben seinem Herrn gelagert; aber Karl Heder hantierte noch immer mit der Art, und er schien sie gar nicht wieder aus der Hand legen zu wollen.

So arbeiteten sie schweigend weiter. —

Am folgenden Tage hatte Heder eine neue Überraschung für seinen Herrn — ausgerechnet um die Essenszeit, wo die Menschen sonst friedlich gestimmt sind. Da kam er wegen einer Geschäftsangelegenheit in die Stube, und als er schon die Tür wieder in der Hand hatte, drehte er sich noch einmal um.

„Haben Sie's schon gehört, Herr Jahn, nächstens kommt das Gericht,“ sagte er.

Der Müller wollte gerade den ersten Löffel Suppe nehmen. Der klirrte plötzlich auf den Teller zurück. „Das Gericht?“

„Na ja — wegen der Riemannschen Sache.“

„Die soll wieder aufgenommen werden?“

Heder lachte. „Ach Gott, Herr Jahn, Sie denken noch immer an die alte Geschichte! Ich spreche ja nicht von der Waltherschen Sache, sondern von der Riemannschen. Dem Schuster soll das Haus verkauft werden.“

Da hob Jahn den Kopf und atmete tief auf. „Dann wird er wohl auswandern müssen?“

„Kann sein, Herr Jahn — kann auch nicht sein, denn der Schuster hat doch noch seinen Schwur zu er-



füllen. Es gibt welche, wenn die kein Dach über dem Kopf haben, dann werden sie erst recht schlimm. Und ein Schwur bleibt ein Schwur, damit soll man keinen Spaß treiben. Na, ich wünsche auch wohl zu speisen, Herr Jahn.“

Er ging hinaus. Aber er kam auch wieder. Er machte sich oft etwas zu schaffen in der Stube. Die Gelegenheit war leicht, denn der Müller hockte den ganzen Tag drinnen, und er war jetzt so unachtsam geworden, daß ihm die Augen seines Mühlknappen entgingen.

Die liefen bei solchen Gelegenheiten in der Stube herum wie Irrlichter. Buchthausaugen waren es — zwinkernd, verstoßen, lauend, Augen, die wie Röntgenstrahlen durch Schränke und Truhen hindurchsehen, die jedes Schloß auf seine Festigkeit abmaßen und jeden Spalt auf seine Schwäche.

Und dann kam eine Nacht — gegen Ende Mai, als der Mond schon spät aufging und einige dunkle Stunden zwischen zwölf und zwei Uhr lagen.

Eine etwas stürmische Nacht war es.

Beim Abendessen in der Küche hatte Hecker sich mit der Resi geneckt. Ob der Riegel vor ihrer Kammer auch gut halten täte, fragte er. Das junge Ding war scheu, und nach dieser Andeutung konnte er sicher sein, daß sie zwei Riegel statt einen vorschob und den Hund womöglich zu sich in die Kammer nahm.

Auf das letztere hatte er es hauptsächlich abgesehen.

Und dann legte er sich früh ins Bett. Ein Licht und Streichhölzer stellte er an das Kopfende und die Taschenuhr daneben. Von Zeit zu Zeit strich er eines von den Bündhölzern an und sah auf die Zeiger.

Es war so stille im Hause, daß man die Mäuse knabbern hörte. Dann das Rauschen am Wehr und den Wind.

Heder machte abermals Licht und begann sich anzuleiden — bis auf die Stiefel. Dann griff er unter das Bett. Dort stand ein Kasten mit Handwerkszeug, und aus diesem suchte der Zuchthäusler sich drei Gegenstände heraus: einen schweren Hammer, eine Feile und einen Meißel. Die beiden letzteren schob er in die Hosentasche, den Hammer nahm er in die rechte Hand, das Licht in die linke.

Und so verließ er auf Strümpfen die Kammer.

Ganz leise, Schritt vor Schritt, und beständig horchend schlich er den Gang hinab. Es kam ihm dabei eine Erinnerung. So war es damals gewesen, als er bei Doktor Berger den Einbruch verübte. Nur der Hammer fehlte, statt dessen war es eine Brechstange gewesen.

So kam Heder allmählich bis an die Stubentür des Müllers.

Die war nicht verschlossen, das wußte er ganz genau, denn Resi mußte des Morgens früh hinein, um den Kaffeetisch herzurichten, und zwar bevor der Müller aufgestanden war; des letzteren Schlafkammer aber lag unmittelbar hinter der Wohnstube und hatte nach dieser ihren einzigen Ausgang.

Ob Zahn sich wohl des Nachts in seiner Kammer einzuschließen pflegte?

Heder hätte es an seiner Stelle ganz gewiß getan, aber die Resi erzählte, daß sie ihm den Kaffee bisweilen an das Bett bringen mußte, und daß er die Tür immer sperrangelweit aufstehen hätte, weil er so arg an Beklemmungen litt.

Das alles überlegte sich Heder ganz genau, während er in Strümpfen draußen auf dem Flur stand und hinter sich in das stille Haus horchte.

Zuerst bückte er sich und sah durch das Schlüsselloch.

Ein matter Schimmer fiel in sein Auge, der kam nicht aus der Wohnstube; denn sonst hätte er heller sein müssen, sondern er stammte aus der Schlafkammer selbst, und folglich stand die Verbindungstür offen.

Nach einer Weile unterschied Heder die einzelnen Gegenstände.

Der Müller lag in seinem Bett und hatte das Gesicht der Wohnstube zugewendet. Er schien zu schlafen, denn seine Augen waren geschlossen, und die rechte Hand ruhte so schlaff auf der Decke, wie es nur zu sein pflegt, wenn das Bewußtsein den Körper verlassen hat. Am Kopfende des Lagers stand ein kleiner Tisch. Auf diesem brannte das Nachtlicht, und daneben lag ein Gegenstand, den Heder zuerst nicht erkennen konnte. Als er aber genauer hinsah, glaubte er die Umrisse eines Revolvers zu erkennen.

Aber das war es nicht allein, und das war nicht einmal der Hauptgrund, weshalb der Verbrecher leise mit den Zähnen knirschte, sondern vor dem Bette des Müllers lag Tiras, der Wolfshund. Auch dieser schlief, denn er hatte den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt; aber der Schlaf eines Hundes bedeutet nicht viel, und Heder wußte das am besten.

Dennoch fürchtete er die Zähne der Bestie weniger als etwas anderes. Den anspringenden Hund konnte er mit seinem Hammer niederschlagen — er hatte Ähnliches schon mit einem Knüppel fertig gebracht und durfte sich auf die Kraft seiner Muskeln verlassen; aber darüber mußte der Müller aufwachen, und dann hatte er auch schon eine Kugel zwischen den Rippen.

Wenn Jahn wirklich aufwachte.

Heder fühlte plötzlich, daß es ihm kalt über den Rücken lief. Er sah noch einmal hin, und es fiel ihm auf, daß das Gesicht des scheinbar Schlafenden so ent-

seklich blaß und regungslos war, daß man auch an etwas anderes dabei denken konnte.

Dieser Mann litt doch am Herzen, die Leute behaupteten es alle, und herzkranke Menschen schlafen nicht selten ein, um nie wieder aufzuwachen.

Dann wäre der Hammer nur für den Hund dagewesen.

Es vergingen zwei, drei Minuten. Hecker hatte das Licht ausgelöscht und kniete jetzt vor dem Schlüsselloch, um besser beobachten zu können. Er rang mit sich selbst, was er tun sollte, aber es war nicht der Kampf zwischen Gut und Böse, sondern der Widerstreit zwischen Furcht und Hoffnung.

Dann atmete er plötzlich tief auf.

Jahn regte die Hand. Ganz leise und wohl unbewußt, aber er hatte sie bewegt, und das rettete ihm vielleicht sein Leben.

Denn der da draußen erhob sich vorsichtig von den Knien und tastete sich nach seiner Kammer zurück. Dort fiel er angekleidet auf das Bett und schlief sofort ein. Die letzte Viertelstunde hatte seine Nerven doch mitgenommen.

Aber am folgenden Morgen stand er in der Mahlstube und piff einen Gassenhauer. Der Müller kam herein, machte sich allerhand zu schaffen und seufzte dabei fortwährend.

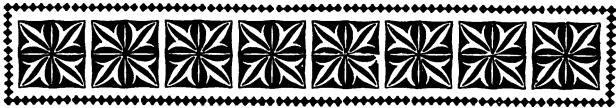
Da drehte Hecker sich um. „Sie haben wohl wieder schlecht geschlafen, Herr Jahn?“

„Es ging — aber so arg schlimm geträumt.“

„Ja,“ entgegnete Hecker, „mir träumt auch oft vom Rittchen. Aber jetzt habe ich, Gott sei Dank, ein gutes Gewissen, und das andere schüttle ich ab.“

(Fortsetzung folgt.)





## Optische Feuerwehrsignale.

Don Loth. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die Organisation des Feuerlöschwesens hat während der letzten Jahrzehnte in fast allen größeren Städten sehr bedeutende Verbesserungen erfahren. Wo die verfügbaren Mittel es erlaubten, hat man die freiwilligen Feuerwehren, denen bei allem guten Willen und allem Pflichteifer der Mannschaften naturgemäß immer gewisse Mängel anhaften müssen, durch eine Berufsfeuerwehr ersetzt, deren Ausbildung eine erheblich vielseitigere und gründlichere sein konnte. In den großen Metropolen ist es sogar dahin gekommen, daß die Feuerwehren zu Elitekorps geworden sind, deren Leistungsfähigkeit höchste Bewunderung erregen muß, und die man fürstlichen Besuchern mit demselben Stolz vorführt wie die auserlesenen Regimenter der Armee.

Die großen Sympathien, deren sich diese ausgezeichneten Mannschaften überall in der Bevölkerung zu erfreuen haben, sind ebenso begreiflich als wohlverdient. Mit peinlichster Sorgfalt ausgewählt und vor der endgültigen Einreihung nicht nur auf ihre körperliche Tüchtigkeit, sondern auch auf ihre moralischen Eigenschaften, auf Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und bis zur Opferwilligkeit gesteigerten persönlichen Mut genau geprüft, rechtfertigen wohl in allen Großstädten die Angehörigen der Löschkorps das hohe Ver-

trauen, das das Publikum in sie setzt. Die lange Liste der Halb- und Ganzinvaliden, die mit oftmals geradezu heroischer Todesverachtung ihre Gesundheit für die Erhaltung gefährdeten Gutes oder die Rettung gefährdeter

Menschenleben dahingegeben haben, bedeutet für jede Berufsfeuerwehr eine Ehrentafel von eindringlichster Beredsamkeit.

In amerikanischen Großstädten, wie besonders in New York, hat das ehrgeizige Bestreben der Löschmannschaften, sich durch besondere Unererschrockenheit hervorzu-  
tun, mit der Zeit sogar da-

hin geführt, daß sich die Leute in ganz unnötiger Tollkühnheit Gefahren aussetzen, die sich ohne jede Verfehlung gegen ihre Berufstreue hätten vermeiden lassen. Die Zahl der bei großen Bränden an Erstickung oder Rauchvergiftung, an Verbrennung durch Stichflammen oder beim Einsturz von Mauern und Gebälk ums Leben



Phot. G. J. L. Glacé.

Alle Mannschaften nötig!

gekommenen Feuerwehrmänner ist demgemäß in New York eine erschreckend große, und es ist nur zu billigen, wenn man in den europäischen Hauptstädten durchweg weniger Gewicht darauf legt, den einzelnen zu zweck-



Phot. G. J. L. Clarke.

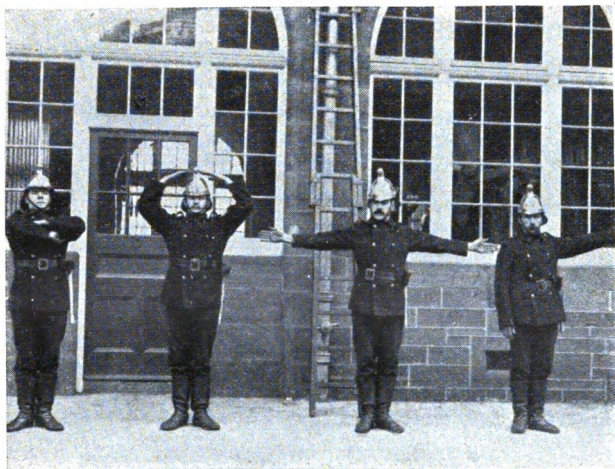
Signal nicht verstanden!

losen Bravourstücken anzureizen, als auf eine straffe Disziplin und ein fehlerloses Funktionieren des ganzen, für die wirksame Bekämpfung eines großen Schadenfeuers erforderlichen Apparates.

In Städten, die über eine auf der Höhe der Zeit stehende Berufsfeuerwehr verfügen, gehören verheerende Feuersbrünste von großem Umfange denn auch bereits zu den

sehr seltenen Erscheinungen, und Katastrophen, wie sie etwa der Brand Hamburgs im Jahre 1842 darstellte, dürfen getrost als unmöglich bezeichnet werden, sofern sie nicht etwa mit anderen elementaren Ereignissen, die aller Menschenkraft spotten, wie Erdbeben, Sturmfluten und dergleichen, im Zusammenhang stehen.

Natürlich ist es nicht die tüchtige Ausbildung der Mannschaften allein, die zu solchen Resultaten geführt hat. Die Verteilung der Korps über möglichst viele Stationen, die innerhalb kürzester Zeit wenigstens ein Erscheinen erster Hilfe auf der Brandstätte ermöglichen, eine prompt funktionierende Verbindung unter ihnen, die Beschleunigung der Feuermeldung durch



Phot. G. J. L. Clarte.

Sind auf dem Dache noch mehr Schläuche nötig?

allerorten aufgestellte und jedem aus dem Publikum zugängliche Apparate sind Fortschritte, die im Verein mit der Einführung der Dampfspritze und mit dem neuerlich immer häufigeren Ersatz der Pferdegespanne durch Kraftwagen die Bedrohlichkeit selbst solcher Brände, deren rasche Ausbreitung zu befürchten steht, ganz erheblich herabgemindert haben.

Eine unbestreitbare und sehr betrübende Tatsache ist es allerdings, daß bei alledem nicht immer die



Rettung der gefährdeten Menschenleben gelingt. Gerade die jüngste Vergangenheit hat uns gelehrt, daß in dieser Hinsicht noch vieles zu tun übrig bleibt, allerdings vielleicht weniger von seiten der Feuerwehr, bei deren Eintreffen sich die in Rede stehenden Katastrophen meist schon vollzogen hatten, als durch zweckmäßige bauliche Vorkehrungen und durch die Erziehung



Phot. G. J. L. Clarke.

Ja, wir brauchen noch einen Schlauch!

von Schulkindern, Fabrikarbeitern und anderen, bei plötzlich ausbrechenden Bränden besonders gefährdeten Personen zu besonnener Selbsthilfe im kritischen Augenblick.

Jedenfalls darf man sich davon viel mehr versprechen als von dem Gebrauch der Rettungsapparate, wie sie der Feuerwehr zur Verfügung stehen. Denn die Rettungsleiter ermöglicht nur eine verhältnismäßig langsame Entleerung menschengefüllter Räume, das

Sprungtuch ist schon vielen zum Verhängnis geworden, die vielleicht mit dem Leben davongekommen wären, wenn sie gewartet hätten, bis ihnen auf andere Weise



Phot. G. J. P. Clarke.

Hydranten aufdrehen zum Wassergeben!

Hilfe kam, und auch über den Rettungsschlauch, dessen Bereitstellung zudem mit großen Umständlichkeiten verknüpft ist, gehen die Ansichten der Sachverständigen ziemlich weit auseinander.

Wieviel für den Erfolg bei der Bekämpfung eines

großen Brandes von der Planmäßigkeit abhängt, mit der unter einer zielbewußten und einheitlichen Leitung gegen das Feuer vorgegangen wird, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dazu bedarf es aber nicht nur des



Phot. C. J. E. Clarke.

Rauchhelm nötig!

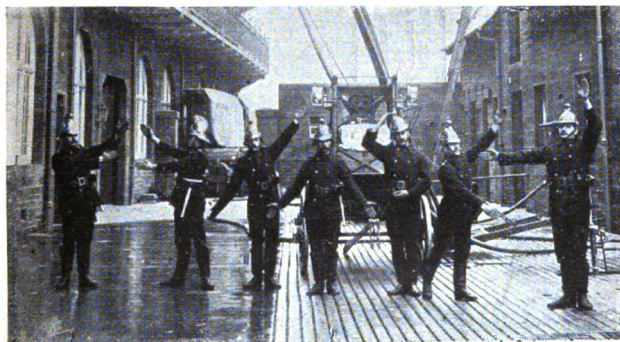
Vorhandenseins einer solchen Leitung, sondern auch einer raschen und sicheren Verständigungsmöglichkeit, die sofortige und richtige Ausführung aller erteilten Befehle gewährleistet und den Unterführern wie den einzelnen

Mannschaften Meldungen von ihrem Standort aus gestattet. Hier liegt eine der größten Schwierigkeiten im Feuer-

löschwesen, eine Schwierigkeit, die vom Publikum weit unterschätzt wird, da anderenfalls wohl schwerlich bei den meisten großen Bränden die rücksichtslos herandrängende und lärmende Menge so viel zur Erschwerung dieser Verständigung beitragen würde.

Daß das gesprochene Kommando nur auf kurze

Entfernungen hin ausreicht, liegt auf der Hand. Wer sich jemals auf dem Höhepunkt einer größeren Feuerbrunst an der von Menschen wimmelnden Brandstätte befunden hat, umtobt von dem Knistern der Flammen, dem Säusen der mit ungeheurer Kraft geschleuderten Wasserstrahlen, dem Krachen des brechenden Gebälks, dem Ächzen und Stampfen der Dampfpumpen, dem Geschrei einer tausendköpfigen Menge, der weiß, wie ohnmächtig die einzelne menschliche Stimme, selbst



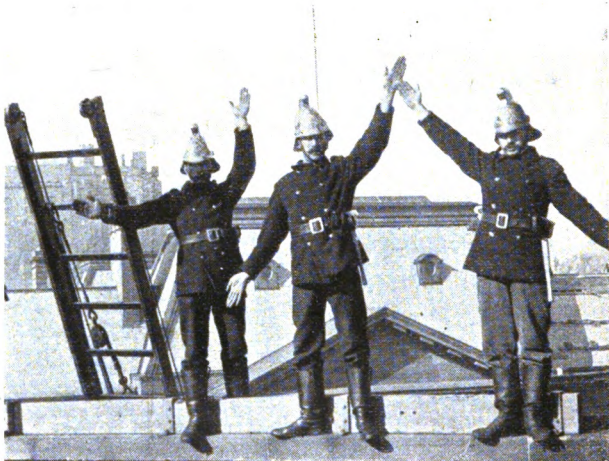
Phot. C. J. L. Clark.

Rettungsschlauch nötig! Dringend!

wenn sie durch das Sprachrohr verstärkt wird, diesem Chaos von Geräuschen gegenüber ist. Man kennt ja auch die schrillen Pfeifen- und Trompetensignale, die hier wie bei der Marine zumeist den gesprochenen Befehl ersetzen müssen. Zur Nachtzeit gibt es in der Tat kaum ein anderes Verständigungsmittel als diese Horn- und Pfeifensignale, die natürlich in einen bestimmten und jedem Feuerwehrmann geläufigen Kodex gebracht worden sind, so daß sie für die meisten der bei einem Brande in Betracht kommenden Eventualitäten ausreichen. Als ein unzulänglicher Notbehelf

werden sie trotzdem von jedem Feuerwehrhoffizier immer wieder empfunden, und es ist darum sehr begreiflich, daß man sie wenigstens bei ausreichender Beleuchtung durch optische Signale zu ergänzen sucht, die unendlich viel mehr Ausdrucksmöglichkeiten zulassen.

Wohl bei jedem großstädtischen Feuerwehrkorps sind derartige Signale im Gebrauch, und man ver-



Phot. C. J. L. Clarke.

### Rettungsapparat aufbringen!

wendet eine besondere Sorgfalt darauf, die Mannschaft in diesem speziellen Signaldienst zu üben. Das große Publikum aber weiß von ihm so wenig, daß es sicherlich nicht ohne Interesse ist, durch eine Anzahl sehr anschaulicher Abbildungen etwas von dieser ausdrucksvollen Zeichen- und Gebärdensprache kennen zu lernen.

Durch das Entgegenkommen des Kommandos der Edinburger Feuerwehrbrigade ist die Aufnahme der Bilder ermöglicht worden, die dementsprechend natür-

lich auch nur die dort gebräuchlichen Signale veranschaulichen können. Die Unterschriften der einzelnen Illustrationen machen jede weitere Erklärung überflüssig.

Aber es muß bemerkt werden, daß nur der Deutlichkeit halber solche Signale, die aus einer Reihe auf-



Phot. G. J. L. Clarke.

**Schlauch gebrochen!  
Mannschaften nötig zum Ausbessern!**

einanderfolgender Armbewegungen bestehen, durch ebensoviele Personen dargestellt sind, als es bei dem betreffenden Signal Bewegungsphasen gibt. In Wirklichkeit bedarf es selbstverständlich nur eines einzelnen Mannes, um durch entsprechende Gebärden mitzuteilen, daß an einer bestimmten Stelle weitere Schlauchleitungen nötig sind, daß mit größter Beschleunigung ein Sprungtuch oder ein Rettungsschlauch herbei-

geschafft werden muß und dergleichen mehr. Frage und Antwort erledigen sich selbst auf beträchtliche Entfernungen hin durch die optischen Signale meist mit erstaunlicher Schnelligkeit, und auch die Mitteilung, daß ein Zeichen nicht verstanden worden ist (S. 88) kann auf diesem Wege der Vornahme unrichtiger Manöver



Phot. C. J. L. Glauke.

Brauche Schlauch zur Erstickung eines Kleinfuers!

viel besser vorbeugen als bei einer Verständigung durch Lautsignale.

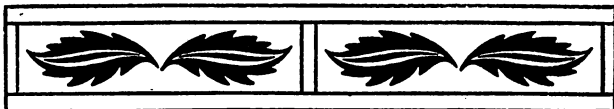
Der Erfindungsgabe und der praktischen Erfahrung des einzelnen Kommandanten muß es vorbehalten bleiben, die Zahl der optischen Zeichen so weit zu vermehren, als es nach seinem Dafürhalten dem Bedürfnis entspricht. Eine gewisse Grenze aber ist auch hier durch die Notwendigkeit gezogen, jedes Mißverständnis und jede Verwirrung auszuschließen, wie sie durch eine zu große Mannigfaltigkeit der Signale leicht herbeigeführt werden könnten. In den meisten

Fällen ist es ja auch ausreichend, wenn für eine rechtzeitige Verständigung in den am häufigsten vorkommenden Situationen Sorge getragen ist.

Außergewöhnliche Lagen erfordern ja ohnedies das rasche und selbständige Handeln des einzelnen, und in der planmäßigen Erziehung seiner Leute zu solcher Selbständigkeit wird jeder Feuerwehrkommandant stets seine vornehmste und wichtigste Aufgabe zu erblicken haben.







## Die tragische Note.

Novellette von Klara Blüthgen.



(Nachdruck verboten.)

Es ist keine ganz leichte Aufgabe, einen Sohn, der als Leutnant in einer großstädtischen Garnison steht, während seines Urlaubes daheim angemessen zu unterhalten. Ganz besonders dann nicht, wenn man in einem kleinen Landstädtchen wohnt.

Die ersten zwei Tage umhegt man den Einzigen im Schoße der Familie. Die Mama wirbt um seine Liebe mit den gewähltesten Gerichten, der Papa mit den gewähltesten Zigarren. Man sitzt tagsüber in der Mutter kühlem Salon und abends, wenn die Hitze sich gelegt hat, auf dem großen Balkon bei gutem alten Rheinwein und „spricht sich aus“. In den nächsten zwei Tagen treibt man den Leutnant an, „seine Besuche zu machen“, und es gefällt ihm gar nicht so übel, die stillen Straßen, in denen das Gras zwischen den Steinen wächst, in denen die Sandsteintreppen vor den Türen noch vorwiegend auf den Bürgersteig springen, wo altmodische Gewächse, Rattus und Asklepias, an Leitergerüsten gezogen hinter den schmalen Scheiben träumen, durch den Glanz seiner Erscheinung zu blenden. Die Aufschläge seines Waffenrocks leuchten so freundlich, die blanken Knöpfe funkeln so gewinnend, als wüßten sie's, daß hinter den steifen, geblauten Gardinen interessierte Mutter- und Mädchengesichter sich vor-

beugen. Weitere zwei Tage unterhält es, Villa und Garten zu inspizieren, mit dem Portier, der zugleich den Garten versieht, gediegene Gespräche über die Ausichten der Obsternte und der grünen Trauben an den Spalieren zu führen, und so sich recht als Herr auf eigenem Grund und Boden zu fühlen. Noch einmal zwei Tage genießt man die Umgegend. Man trabt auf eigene Faust umher, um sich „mal 'n bißchen Bewegung zu machen“, oder fährt mit Mama in dem hübschen Einspanner durch Wald und Wiesen. Man studiert die Gegend strategisch, indem man die unmöglichsten Wege ausspürt, das Pferdchen über bruchige Wiesen sich durcharbeiten oder auf den hohen, das Marschland durchschneidenden Dämmen im Schritt balancieren läßt. Man gewinnt der bekannten Gegend ganz aparte Gesichtspunkte ab, entdeckt sie sozusagen neu.

Endlich aber, trotz aller dieser ausgelügelten Unterhaltungsbestrebungen, kommt die Frage, vor der sich die Mama schon lange gebangt hat: „Na sag mal, Mamachen, ist denn hier gar nichts los? Man verblödet ja geradezu in dem ewigen Einerlei!“

Mamachen, die übrigens eine sehr stattliche Dame in dem gefährlichsten Alter und zudem mit kleinen unschuldigen literarischen Versuchen behaftet ist, fühlt nun einen Stich im Herzen. „Mein lieber Junge,“ sagt sie, „wer immer nur unterhalten sein will, nicht aus sich selbst die Möglichkeit schöpft, sich zu unterhalten, wird freilich bald auf dem trockenen sitzen. Wir haben ja jeden Tag etwas unternommen. Was verlangst du denn noch?“

„Na, so 'n paar nette Familien mit 'n paar hübschen jungen Mädeln. Irgend was, was einen antregt, vor dem Einrostern bewahrt.“

Die Mama seufzt verständnisinnig. Sie selbst

langweilt sich in dem kleinen Nest oft bis zur Bewußtlosigkeit. „Du weißt ja, wie es damit bestellt ist. Du bist doch bei allen gewesen. Die meisten, die Töchter haben, sind gerade verreist.“

„Das ist doch —! Sag mal, warum sind wir eigentlich hier?“

Das hat die Mama sich schon selbst oft gefragt. Sie lächelt aber nur nachsichtig und erwidert: „Du weißt — der Papa. Er hat doch die Idee, sein großes Buch gerade nur hier in der richtigen Sammlung schreiben zu können.“

„Aber ihr müßt doch irgend was hier haben — Tennispattie oder so?“

„Ich sage dir doch, daß sie alle verreist sind!“

„Das ist ja zum Auswachsen! — Aber ich hoffe doch, meine kleine Mama wird Rat wissen. Sie wird schon etwas ausfindig machen, um ihren armen Jungen vor dem Versimpeln zu schützen.“ —

Da zeigt sich's, was eine gute Mutter alles kann. Da gibt es ein englisches Töchterpensionat, das bisher wie mit einer siebenfachen chinesischen Mauer umgeben gewesen ist. Nur wenn die dreiundzwanzig Misses zwischen fünf und sechs zum Auslüften ausgeführt werden, haben profane Augen sie erblicken dürfen. Mama erinnert sich nun, daß die Vorsteherin vor Monaten einmal bei ihr gewesen ist, um sich nach einem Hausmädchen zu erkundigen. Dies nimmt sie wahr, um in den klösterlichen Frieden einzudringen, gar beweglich zu bitten, man möchte doch ihrem Sohne erlauben, hin und wieder an der Tennispattie des Instituts teilzunehmen, und wirklich — nach einigem Zögern lächelt die Dame ihre Gewährung.

Glücklich teilt es die Mutter ihrem Jungen beim Abendessen mit. „Ich habe sogar noch mehr getan,

habe die Vorsteherin angefleht, dir doch die reizendste ihrer Pflegebefohlenen für eine Wagenfahrt zu überlassen, bin aber gehörig abgeblitzt. Eine Wagenfahrt mit einem jungen Manne allein — unmöglich! So etwas tut man in unserer Stadt nicht.“

Fast eine Woche hält das Vergnügen an, bis alle die schönen blütenweißen Tennishosen wäschereif sind. Nun stellt sich die Langeweile in gefährlichster Form ein. Diese Misses sind ja zum Verrücktwerden steif-leinen, wenn man's ihnen auch lassen muß, daß sie ihre Sache verstehen. Und alles grünes Gemüse! Nee — Hand davon!

Und wieder ist die ganze Geschichte zum Verblöden, und wieder kommt die Frage an die kleine Mama, diesmal aber mit dem Ton der Drohung: „Na irgend etwas müßt ihr doch hier haben?!“

„Wir haben wirklich weiter nichts — du weißt es doch!“ sagt sie, nun doch ein bißchen empfindlich. „Unser kleines Saisontheater mag ich einem so verwöhnten Prinzen wie dir schon gar nicht anbieten.“

„Ist dieses Jahr irgend etwas Nettos da? Im vorigen Sommer war es geradezu schrecklich! Immerhin könnte man sich die Chose einmal ansehen.“

Am Abend sitzen Mutter und Sohn wirklich im Theater. Natürlich in einer der vier „Logen“, kastenartig in den Zuschauerraum hineingebauten Kämmerchen, die von den übrigen Plätzen nur das voraushaben, daß man die Bühne unter einem sehr schrägen Winkel sieht und deshalb die ersten Rampenlichter im augenblendenden Glanze genießt.

Das Theater ist gut besetzt — fast ausschließlich weiblich. Im Parkett drängt sich eine weiße Sommerbluse an die andere, denn man gibt Björnsons „Wenn der junge Wein blüht“ — dieses lebenswürdige

Alterswert, in dem die Sehnsucht nach der längst vergangenen Jugend die Jugend noch einmal zu holder dichterischer Wirklichkeit belebt hat.

Auf der Bühne flattert es durcheinander, Blonde und Braune, alle in lichten bunten Sommerkleidern — ein Schwarm fröhlicher Schmetterlinge, der den Sonnenschein kreuzt.

In der vornehmen „Loge“ ist man beinahe mitten unter ihnen, ist ihnen jedenfalls so nahe, daß man jeden schwarzen Strich unter dem Auge und jedes Zinnoberfleckchen unter der Tränenrüse, das so besonders zärtlichen Ausdruck bewirkt, erkennen kann. Aber wirklich echte Jugend leuchtet selbst durch rote und schwarze Schminke, und das muß man solchem Provinztheaterchen lassen, die Einrichtung, junge Kunstnovizen gegen eine nur symbolische Gage auftreten zu lassen, ist gar nicht zu verachten — besonders nicht in der Schätzung eines jungen Leutnants, der im Hoftheater reichlich viel alte Garde zu sehen bekommt.

Da ist unter ihnen eine. Sie ist jünger, noch mädchenhafter als alle anderen. Sie spielt die Rolle der Alwina. Etwas Wunderliches, Weltfremdes liegt über ihr. Ihre großen, schwarzbraunen Augen blicken wie aus einer anderen Welt, ihre Stimme hat einen absonderlichen, zu Herzen gehenden Ton, ihre schlanke Gestalt gibt jedem Affekt wie willenlos nach. Als die raffinierte kleine Kröte die Verliebtheit des alten Onkels ausnützt, um von ihm das Reisegeld nach England herauszupressen, kommt's freilich wenig glaubhaft heraus, als aber der eigene Vater ihr von seinen weiteren Heiratsabsichten spricht, hebt wieder dieser eigentümliche Ton in ihrer Stimme, gewinnt ihre Gestalt das besondere Leben. Fast sieht es wie eine große Talentprobe aus — aber irgend etwas Unbestimmtes fehlt.

„Das verlohnt doch noch, das kleine Ding ist ja allerliebste! Daß sich so was nach hier verläuft!“ sagt der Leutnant Herbert Georg Wendtland. „Kennst du sie vielleicht, Mama?“

„Aber gewiß, ganz gut sogar, das ist eine Frau Luise Brettschneider.“

„Hier auf dem Bettel steht: Fräulein Louison Schneider. So sieht doch keine Frau aus!“

„Nun ja, weil's besser klingt. Eine Frau zieht natürlich weniger. Übrigens kenne ich sie sogar persönlich. Neulich auf dem Wohltätigkeitsbasar im Grünen, von dem ich dir schrieb, verkaufte sie Ansichtspostkarten. Anderen Tages hat sie dann noch einen Teil von dem Wohltätigkeitskrempele, den ich zusammenkaufen mußte, mir gefälligerweise ins Haus gebracht.“

„Und so etwas unterschlägt mir meine kleine Mama heimtückischerweise! Da weiß man ja wirklich nicht, was man sagen soll. Dafür gibt's nur eine Buße! Du ladest sie für morgen ein.“

„Du bist nicht bei Trost, Herbert! In unserer Stadt ladet man keine Schauspielerinnen ein.“

„Natürlich! Man fährt nicht mit hübschen Engländerinnen spazieren, und man ladet keine hübschen Schauspielerinnen ins Haus! Alles, was einigermaßen amüsant sein könnte, tut man nicht. Aber das sage ich dir, wenn du mir diesen einzigen Gefallen, um den ich dich bitte, nicht tust — nun so —“

„Herbert — um Gottes willen, wenn dich jemand hörte!“

„Wenn mich jemand hörte! Na, was wäre es denn weiter? — Sag, ist sie wirklich verheiratet, diese Luise oder Louison? Getrennt? Geschieden?“

„Ich bitte dich, Herbert, man wird schon auf uns

aufmerksam! Schau — da geht der Vorhang wieder in die Höhe!“

Aber der dritte Akt ist gänzlich interesselos für ihn. Alwina-Louison ist mit dem erpreßten Reisegeld nach England ausgerückt — das heißt sie schminkt sich wahrscheinlich schon in der Garderobe ab, während der Gatte noch auf der Bühne tätig ist. Wenn man dies wahrnehme, heruntereilte, sich an den Nebenausgang für die Schauspieler aufstellte, die aparte kleine Person abfinge! Aber ein Blick auf Mamas Gesicht läßt ihn dann doch davon abstehen.

Auf dem Nachhauseweg ist der Leutnant Herbert Georg sehr einsilbig, und noch am anderen Morgen wirkt die Verstimmung nach. Er ist doch kein Kind mehr, sondern königlich preußischer Offizier. Er zählt zweiundzwanzig Jahre, ein Alter, in dem Alexander der Große Tränen vergoß, weil er noch nichts für die Unsterblichkeit getan, wo Mussets Kolla freiwillig aus der Welt ging, weil er das Leben übersatt geworden!

Herbert Georg kommt lange nicht zum Frühstück. Der Vater sitzt längst über seinem Manuskript, die Mutter bleibt nur der Gesellschaft halber am Kaffeetisch. Sie beobachtet, wie der Prinz mit leidender Miene sich die Brötchen streicht, wie er das Ei mit der Serviette hält, als ob es etwas Widerwärtiges wäre, eine Kröte zum mindesten, wie er es dann mit spitzen Fingern und mit großer Umständlichkeit der Schale entkleidet, es ringsum besieht, ob es wohl seiner würdig ist, es diskret beriecht, einen Zug von Mißtrauen auf dem hübschen Kaffeegesicht.

Mama ist beunruhigt. Sie und ihr Junge lieben sich zärtlich, aber sie fürchtet eines: wenn der Cäsar sich langweilt — —

Sie ist die inkonsequenteste aller Mütter, und so

sagt sie schließlich, als sie den weltchmerzlichen Zug auf dem Gesicht ihres Einzigen nicht mehr ertragen kann, fast demütig: „Nun, wenn sie dir wirklich so sehr gefällt, wenn dir wirklich so viel daran liegt, Herbertchen —“

„Wer?“ fragt er und sieht sie fast drohend an.

„Nun, die kleine Brettschneider von gestern abend.

Du meinstest doch —“

„Ach so. An die habe ich gar nicht mehr gedacht.“

„Herbertchen, es läßt sich doch wohl einrichten. Mit Papa habe ich schon darüber geredet und —“

„Bitte, bemühe dich nicht im geringsten, mir liegt nicht die Bohne dran.“

Selbstverständlich wird die niedliche Brettschneider nun erst recht eingeladen, Frau Wendtland schreibt ihr ein bezauberndes Briefchen, nach dem die kleine Provinzschauspielerin annehmen muß, daß ihr Besuch der Villa Wendtland eine besondere Ehre und Freude sei.

Es fügt sich wunderbar. Der nächste Tag ist spielfrei, Frau Louison kann der Einladung folgen.

Sie gehört zu jenen seltenen Ausnahmen von Schauspielerinnen, deren Reiz nicht von der Rampenbeleuchtung abhängig ist. Auch ohne verschönende Theaterkunst ist sie reizend, viel reizender sogar als in der künstlichen Aufmachung, denn die echte Jugend ihrer zwanzig Jahre hat dergleichen nicht nötig. Ihr Gesichtchen ist sehr zart, nach unten auffällig zugespitzt, von einem matten, ein wenig ins Oliv spielenden Ton überzogen, der Teint tadellos in seiner jugendlichen Reinheit und Weiche. Dichtes schwarzes Haar legt sich im Sezessions Scheitel um das feine Oval, die großen samtbraunen Augen schauen noch absonderlicher und weltfremder wie auf der Bühne. Sie trägt ein helles



Mädchenkleid und einen riesengroßen schwarzen Strohhut mit rotem Band.

Alles verläuft, wie es sich gehört, wenn eine gute Bürgersfamilie einen geehrten Gast empfängt. Nach dem Abendessen sitzt man auf dem großen, mit getöntem Glase überdachten Balkon bei einer Bowle. Ehrbar und langweilig spinnt sich die Unterhaltung. Die Berührungspunkte sind gering, und die kleine Schauspielerin geht nicht so recht aus sich heraus. Der Boden, auf dem sie heute abend steht, ist ihr offenbar fremd. Bald benützt Herr Wendtland senior eine Gesprächspause, um sich unter dem Vorwande, nicht länger stören zu wollen, zu seinem geliebten, schon mächtig angeschwollenen Manuskript zurückzuziehen. Dieses Manuskript ist, wie er glaubt, nach einer tüchtigen Beamtenlaufbahn sein eigentliches „Lebenswerk“, dem zuliebe man sich hier in die Einsamkeit vergraben hat. Sehr bald bemerkt auch die literarisch angehauchte Mama, daß sie in der Küche zu tun habe, was nicht oft vorkommt, und das deshalb schon verlohnt, daß man sich zurückzieht.

Und nun sitzen die beiden jungen Menschenkinder allein auf dem Balkon in ihren bequemen Langstühlen. Solch Balkon ist ein schönes Ding, besonders an einem solchen Augustabend, an dem die Luft so weich und zärtlich weht wie im Juni. Er gibt die Illusion und den Schutz des geschlossenen Raumes, zugleich die Freiheit des Alleinseins. Und wenn man nun den Kleinsteller der Gaslampe herniederzieht, was allein der Nachtschmetterlinge wegen, die sich so gern daran verbrennen, eine Notwendigkeit ist, so gewinnt das Zusammensein einen direkt geheimnisvollen Reiz.

Es ist gerade Mondschein, ein wunderbarer Mondschein, wie ihn keine Theaterwirkung je erzielen könnte,

und er bringt gar wunderliche Zaubertunststücklein zustande: die gegenüberliegende Villa eines reichen Lederhändlers verwandelt er in ein weißes Märchenschloß mit seltsamen Türmen und Zinnen. Die Berglehne dahinter weitet er in einem merkwürdigen Spiel wogender Lichter und Schatten zu einem Gefilde der Seligen. Der Geranienumfassung auf dem Balkongeländer saugt er das brennend rote Blut aus und läßt die Dolben zu fahlen Blumengespenstern bleichen. Er spinnst aus seinen tausend blassen Silberfäden ein Netz, in dem sich die beiden jungen Menschenkinder unfehlbar fangen müssen, und er webt um den dunklen Sezessionsstempel einen mystischen Schein, der geradezu bezaubern muß.

„Wissen Sie, gnädige Frau, was für ein Einfall mir kommt, wenn ich Sie so sitzen sehe mit dieser Mondscheinkrone auf dem Kopfe? Ich muß an das Sareno denken, das um die Stirne der Genies flammt.“

Der Einfall liegt nahe. Vor kaum einer Stunde hat der Vater ihn mit einer Belehrung über Firdusi, über das Sareno der alten Perser, das um die Stirne der Erwählten flammt, und über das Feuer, das im Leibe der Könige brennt, schwer ermüdet.

Frau Brettschneider, der kleinen Provinzschauspielers, ist aber das Sareno unbekannt, und so sagt sie nur verlegen: „Ich gehöre aber nicht zu den Erwählten und zu den Genies noch weniger.“

„Aber Sie überragen doch all die anderen hier um — um — na, daß man Sie kaum damit in einem Atem nennen mag. Ich begreife es nicht, daß Sie mit Ihrem Talent es nicht schon zu einer ersten Stellung gebracht haben.“

„Das ist schwer heutzutage. Dazu gehört so allerlei Protektion, Toiletten — — — und dann, ich bin ja verheiratet.“

„Ist das ein Hinderungsgrund?“

„Natürlich. Einer für sich allein bringt sich schon an. Für ihrer zwei zugleich ein passendes Engagement zu finden, hält schwer. Und trennen mag man sich doch nicht.“

„Ihr Gatte selbstverständlich nicht. Aber Sie — wenn Ihnen dadurch eine bessere Zukunft offen stände?“

„Wir sind doch kaum zwei Jahre verheiratet,“ sagt sie fast vorwurfsvoll. Sie erzählt ihm, daß sie ein Theaterkind sei, von Schauspielerecktern stamme und schon mit sieben Jahren zuerst die Bühne betreten habe in einer Kinderrolle und sich dann so immer mehr eingespielt habe. Ihren Mann kenne sie von Kindheit an, sie seien Kollegenkinder gewesen, hätten es nie anders gedacht, als daß sie sich später einmal verheiraten würden. „Und so ist es denn auch wirklich gekommen,“ schloß sie.

„Und Ihr Gatte?“

„Mein Mann ist sehr begabt, Charakterspieler. Aber sie geben ihm nie die richtigen Rollen. Weil er noch so jung ist und schlank und blond dazu, muß er stets die schüchternen Liebhaber spielen.“

„Im ganzen sind Sie doch aber glücklich in Ihrem Beruf?“

„Ich könnte mir überhaupt keinen anderen für mich denken. Ein Leben ohne Theater zu spielen — nein, ich wüßte gar nicht, wie ich mir das vorstellen sollte. Man ergreift doch einen solchen Beruf, weil man eben gar nicht anders kann. Ihnen wird es ja ebenso ergangen sein, Herr Leutnant?“

„Gewiß. Auch ich hätte nichts anderes werden können als Offizier. Sehen Sie, gnädige Frau, da ist schon etwas Ähnliches zwischen uns.“

„Schon etwas?“

„Nun ja. Ich habe sofort das Gefühl gehabt, daß etwas Verwandtes zwischen uns sein müsse. Das fühlt man. Das geht so als sympathischer Strom von einem zum anderen. Haben Sie es nicht auch schon gefühlt, gnädige Frau?“

„Sie vergessen, daß ich Schauspielerin bin. Wir Schauspielerinnen fühlen überhaupt nichts Ursprüngliches mehr. Wir können nichts anderes als nachempfinden.“

„Da können Sie eigentlich sehr beruhigt durchs Leben gehen, wie mit eiserner Brustwehr gepanzert. Aber ich glaube Ihnen nicht so recht. Um eine Gestalt lebendig zu machen, ist's doch nötig, sie ganz zu empfinden, jede geheimste Regung in ihr zu durchleben. Ich meine, geradezu verzehren müßten Sie sich in diesem immer neuen Miterleben. — Haben Sie je die Julia gespielt, gnädige Frau?“

„Ach, ich möchte schon. Das möchten wir ja alle, solange wir jung sind. Aber man gibt sie mir nicht.“

„Und warum gibt man sie Ihnen nicht?“

„Das ist so eine Sache. Sie sagen, mir fehlt die tragische Note.“

„Die tragische Note? Nun werden Sie über mich lächeln, aber ich verstehe diese Fachausdrücke nicht. Wollen Sie mir das nicht erklären?“

„Das ist doch sehr einfach. Jedes Rollenfach hat seine bestimmte Note, etwas, auf das es abgestempelt ist. Diese Note muß herausgearbeitet werden, sie muß wirken, packen. Dazu gehört aber eine Persönlichkeit, die sich damit deckt. Der geborene Komiker kann keinen Hamlet spielen und die Salondame kein Rautendelein. Und ich keine Julia — leider. Ich bin immer der Backfisch, das naive Mädchen.“

„Aber um des Himmels willen, warum denn?“

Sie haben doch alles, was eine Julia braucht," sagt der Leutnant ehrlich überzeugt.

Das Mondlicht zittert an dem schwarzen Scheitel hernieder, es hängt an den langen Wimpern, es wiegt sich auf der jungen, fast kindlichen Brust, die eben ein Seufzer der Sehnsucht hebt.

"Ich begreife die Oberbongzen wirklich nicht, die Ihnen das eingeredet haben."

"Es ist doch nun mal so, und ich nannte Ihnen ja den Grund: ich habe nun einmal die tragische Note nicht."

"Ich weiß immer noch nicht warum."

"Nun, weil ich keine rechte Leidenschaft habe. Man sagt, weil ich niemals innerlich so recht etwas erlebt habe."

"Sie sind doch verheiratet!"

"Ach, solche frühe Ehe! Und wenn man sich schon von Kindheit an gekannt hat —"

"Und wenn schon, das Standesamt schließt doch nicht jedes Gefühl für später ab. Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie überhaupt noch nichts erlebt hätten, Frau Louison?"

Er wird kühn, der Leutnant Herbert Georg, im Augenblick ist die Frau neben ihm nur die kleine Schauspielerin, der man schon etwas bieten kann. Wie selbstvergeßen legt sich seine kräftige Hand auf ihre zarte, mondscheinblasse.

Sie aber scheint's nicht zu bemerken, zuckt die schwächtigen Schultern und erwidert gelassen: „Und wenn Sie's auch nicht glauben, Herr Leutnant, es ist doch so und wird auch wohl so bleiben.“

Wenn sie ihn nur nicht immer „Herr Leutnant“ nennen wollte! Der servile Ton, in dem sie's ausspricht, durchschneidet den Zauber der Mondnacht wie eine Dissonanz.

„Warum nennen Sie mich nur immer so feierlich ‚Herr Leutnant‘, Frau Louison?“

„Wie sollte ich Sie sonst nennen?“

Versteht denn diese kleine Schauspielerin es noch immer nicht, daß er sich ihr huldvoll zuneigt? Will sie es vielleicht nicht verstehen? Setzt er sich der Gefahr aus, abzublizen, wenn er deutlicher wird? Das darf nicht sein, sein Selbstgefühl leidet es nicht und am wenigsten hier auf Mamas Balkon.

Und so zieht er denn die Hand, die nicht den geringsten Gegendruck gefühlt hat, hinweg, reicht der jungen Dame ihr Bowleglas, ergreift seines und sagt lebenswürdig, aber mit ironischer Färbung: „Auf eine große Zukunft, meine gnädige Frau — und auf die tragische Note, die Ihnen dazu verhelfen soll!“

In diesem Augenblick erscheint die Mama auf der Bildfläche. Ihre imponierende Gestalt füllt fast die enge Balkontür. Etwas mißtrauisch äugt sie hinein in die lampenlose Monddämmerung.

„Nun, ihr habt es euch hier ja ganz märchenhaft zurechtgemacht!“

„Nur eurer abscheulichen Mücken wegen, Mama. Die gnädige Frau ist so weichen Gemütes, daß sie nichts Lebendiges leiden sehen kann, und sei es auch nur eine Mücke oder ein Nachtschmetterling.“

Die Mama aber, die robusteren Gemütes ist, zieht den Kleinsteller wieder hoch, setzt sich zu den beiden und ist von einer ganz besonderen mütterlichen Güte und Lebenswürdigkeit gegen die junge Frau. Sie hat die unbestimmte Witterung, ihr Junge könnte tot geworden sein. Da heißt es, auszugleichen. Sie ladet ihren Gast ein, doch häufiger vor dem Theater den Nachmittagstee mit ihnen zu nehmen oder auch,

falls es ihr Vergnügen mache und ihre Zeit es erlaube, mit ihnen auszufahren.

Begierig greift der Leutnant den letzteren Vorschlag auf, und in jeder Umdrehung des Angebotes ruft er enthusiastisch: „Eine famose Idee, gnädige Frau, die meine alte Dame da entwickelt! Ich hoffe, Sie erzeigen mir die Ehre, sich mir für eine Fahrt anzuvertrauen. Und je früher je besser, denn mein Urlaub ist bald zu Ende. Bestimmen gnädige Frau, bitte, eine Stunde, zu der ich morgen vorfahren darf.“

Bei dem unverhofften Vorschlag steigt ein zartes Freudenrot in dem jungen Gesichtchen auf, das es sehr lieblich macht. Ausfahren in einem schönen Privatwagen, abgeholt werden! Wer könnte da anders als dankerfüllt zustimmen! Aber was ihr Mann wohl zu dieser Auszeichnung sagen wird? Und die Kolleginnen? Ach, am Ende trägt er gar Uniform — ach, sicher wird er in Uniform kommen!

Sie sagt also zu.

Er kommt nun zwar am anderen Nachmittag nicht in Uniform, sondern in einem dunkelblauen Jackettanzug. Aber der topfartige Panama ist so zauberisch fein, das grüne Band, das ihn umwindet, klingt mit dem grün- und braungestreiften Bindeschlips, den braunen Schuhen und ebensolchen Fahrhandschuhen zu einem so gewählten Farbenakkord zusammen, daß kaum eine leise Enttäuschung aufkommen kann. Von Mama bringt er ihr drei weiße Rosen, eigenhändig in dem Garten geschnitten, die sie an ihrem weißen Batistkleidchen befestigt. Er selbst spendet einen Wunderstrauß von brennend roten Nelken. Die behält sie während der ganzen Fahrt in der Hand, um alle Augenblicke beglückt das feine Näschen hineinzustecken.

Wie vorauszusehen war, erregt es kein geringes

Auffehen, als der Wagen vor dem Hause des Herrn Sattlermeisters Berger hält, bei dem das Schauspielerpaar Wohnung genommen hat, und die hübsche Frau Brettschneider die fünf Treppenstufen wie ein Englein herabschwebt, um von dem Sohn des Wirklichen Geheimrats Wendtland mit einer Ehrerbietung in Empfang genommen zu werden, als sei sie eine durchlauchtigste Prinzessin. Hinter all den geblauten Tüllgardinen wird es lebendig. Gesichter mit dem Ausdruck maßloser, kleinstädtischer Verwunderung drücken sich gegen die Scheiben, als nun das Gefährt, von dem fürchterlichen Kopfsteinpflaster in unregelmäßigen Ruckeln emporgeworfen, langsam durch die stillen Straßen rumpelt, gerade als wollte man es darauf ablegen, recht gesehen zu werden.

Das macht Freude. Hübscher ist es aber doch noch, als man diesen Spiekrutenweg hinter sich und die Landstraße gewonnen hat, die bald in den Wald einbiegt. Abgesehen von einem Holzfuhrwerk, auf dem die zusammengekoppelten Stämme in schier endloser Länge gefahren werden, und von einem vereinzelt Radfahrer, begegnet man niemand. Der Himmel spannt sich in wolkenloser Bläue aus, über das Grün der Buchen legen sich die ersten metallischen Töne von Goldgelb und Rostrot, ganz fein darüber getuscht, als habe man die Krone nur eben in ein galvanisches Bad getaucht. Eine ganz leise Brise rührt sich und bringt aus dem Walde den Geruch von Thymian und Pilzen herüber. Die reizende Sonja, die feurige russische Rappstute, greift so besonders fröhlich aus, als wüßte sie, daß sie etwas ganz besonders Reizendes zu fahren habe. Das „Spielerchen“, der bewegliche, goldene Stern oben auf der Stirn, flirrt auf und nieder und blinkt im Sonnenschein in tausend lustigen kleinen



Blitzen. Gar zierlich wie im Tanz setzt sie die schöngeformten Hufe. Zwar scheut sie vor allem Ungewöhnlichen, aber nur, um sofort, wenn man ihr gut zuredet, sich ihrer Torheit bewußt zu werden. Da heißt es dann aufpassen, und der, der sie meistert, wird gar leicht zum Helden, besonders für eine zwanzigjährige kleine Schauspielerin, die bisher nie anders als mit abgetriebenen Droschkengäulen gefahren ist.

Auch daß man sich dabei nicht gerade viel unterhalten kann, macht weiter nichts. Die sympathische Nähe, das junge Blut spricht sowieso stark genug von einem zum anderen hinüber.

In der Försterei machten sie halt. Es gab dort einen famosen Kaffee und einen Topftuchen, der wie ein Schwamm auseinander ging, wenn man versuchte, ihn zu seiner Erweichung einzutauchen. Einige Bürgersleute, die Männer mit kräftigen Höhengigarren, die Frauen mit der Hälarbeit, hatten sich eingefunden, ein paar Kinder vergnügten sich auf der Schaukel.

Etwas abgefordert von den übrigen Gästen fand das junge Paar Platz. Auch jetzt sprachen sie nur wenig.

Herbert Georg zog die Zigarettentasche. „Darf ich Ihnen anbieten, gnädige Frau?“

Frau Louison nahm, ließ sich Feuer reichen und rauchte tapfer darauf los, obgleich ihr Zigarettenrauch eigentlich zuwider war. Sie glaubte, daß es ihm behaglicher so sein würde.

Beide lächelten vor sich hin. Sie wußten, daß man sie beobachtete, ihr Zusammensein mißbilligte, denn jeder kannte den Geheimratssohn und die Schauspielerin. Aber gerade das sonderte sie von den anderen ab und verband sie mit einem kleinen heimlichen Fädchen.

Auch die zweite Zigarette nahm sie. „Es ist nur

der Müden wegen,“ entschuldigte sie sich, denn nun kam ihr der Gedanke, daß er es doch am Ende unweiblich finden könne, wenn sie so öffentlich rauchte.

Natürlich wurde vor dem Aufbruch die ausgeruhte Sonja durch Zureden und Halsklopfen ermutigt, und ebenso natürlich bekam sie den Zuderrest — Frau Louison reichte ihn ihr, denn sie hatte in Novellen gelesen, daß das so üblich sei.

„Aber, gnädige Frau, nicht mit so spitzen Fingern! Sie beißt Ihnen sonst noch das Fingerchen ab, und das wäre doch sehr schade. So — so aus der flachen Hand — sehen Sie, so ist's richtig. Dabei faßte er das zarte Gelenk, um die Hand vorschriftsmäßig zu halten, und sah zu seiner großen Überraschung, daß die junge Frau errötete.

War es denkbar — eine Schauspielerin, die rot wurde, wenn man nur ihre Hand berührte?

Da mochte sie ja beinahe die Wahrheit gesagt haben, als sie behauptete, sie habe noch nichts erlebt!

Das verlohnte, eine Minute darüber nachzudenken, selbst jetzt noch, als man in einen Seitenweg einbog, der so eng war, daß die Zweige über ihnen wie eine dichte Laube zusammenschlugen und es für den Fahrer notwendig wurde, genau auf den Weg zu achten. Es herrschte eine märchenhafte, grüne Halbdämmerung, nur an einzelnen Stellen kämpfte sich die Sonne durch und lag in kupferroten Lachen über dem vorjährigen Buchenlaub am Boden.

Manchmal gab's einen heftigen Stoß, bei dem das leichte Wägelchen nur so in die Höhe flog, und bei dem die junge Frau dem Leutnant Herbert Georg an die Schulter geworfen wurde und schußsuchend seinen Arm umklammern mußte.

„Aber, gnädige Frau — wie soll ich denn dabei fahren? Fürchten Sie sich denn?“

„Nein!“ sagte sie mit einem Ton, als sei es eine Unmöglichkeit, sich mit ihm zu fürchten, und sah ihn ergeben an. „Nein, ich fürchte mich gar nicht — ich bin ja so glücklich!“

Wieder errötete sie.

Und die Fahrt ging zu Ende, und die Nacht kam. Eine junge Frau lag schlaflos vor Glück. Mit heißen Augen schaute sie aufs Fenster, wo durch den Spalt der Gardine das Mondlicht eindrang und feine, flimmernde Silberfäden in das Zimmer spann bis auf ihr Bett. Dieselben Silberfäden, die hinübergingen zu der vornehmen Geheimratsvilla, zu dem Märchenbalkon mit seiner Geranieneinfassung, zu einer anderen Stube und zu einem anderen weißen Bett. Vielleicht wachte auch er? Sie fühlte, wie sie im Dunkel der Nacht errötete und sich darüber schämte.

Auf einem Tischchen neben ihr dufteten die Nelken, heiß und schwer wie eine Verheißung von etwas Wunderbarem, Unbekanntem. Und von der anderen Seite her tönten die Atemzüge ihres Mannes gleichmäßig und friedlich, nur hin und wieder von einem glucksenden Ton unterbrochen.

---

Selbstverständlich blieb es nicht bei der einen Fahrt. Es traf sich gut, daß die Saison zu Ende ging, keine neuen Rollen mehr zu lernen waren. So fanden sich jeden Tag ein paar Vor- oder Nachmittagsstunden, an denen man hinausfahren konnte, aus der engen Kleinstadt hinaus ins Grüne, Freie.

Von jetzt ab klagte der Leutnant Wendtland nicht mehr über Langeweile.

Wohl aber war die Mutter mit ihm unzufrieden. „Du solltest das doch nicht so weitertreiben, Herbert! Die ganze Stadt beobachtet euch und spricht darüber. Ganz besonders, seit du vorgestern mit der Dame auf der Terrasse im Logengarten gespeist hast.“

Darüber scheint der Sohn höchlich erstaunt. „Na — und? Was ist denn dabei? Ist meine kleine Mama plötzlich so kleinstädtisch geworden?“

„Das nicht. Es ist mir nur um die harmlose junge Frau zu tun. Warum drängst du dich in eine Ehe, regst die kleine Frau zu Vergleichen an? Laß doch die beiden sehen, wie sie miteinander fertig werden!“

„Was tue ich denn nur?“

„Gott, Herbert, du bist ein hübscher Junge, und die kleine Frau scheint, trotzdem sie Schauspielerin ist, noch wenig vom Leben zu kennen. Da könnte doch vielleicht — nun, du bist ja in diesen Dingen bewanderter als ich. — Was siehst du mich denn so an?“

„Erlaube — hier hat meine kleine Mama ein paar weiße Härchen hinter dem Ohr. Sollte meine kleine Mama sich deshalb zur Moralpredigerin ausbilden wollen?“

Die Mama tritt vor den Spiegel, mißmutig und verärgert. Wahrhaftig, da sind in dem edlen Kastanienbraun, das sich in regelmäßigen Dauerwellen um ihren Kopf schmiegt, ein paar helle Härchen. Sie wird alt. Soll sie deshalb der Jugend ihr Recht verkümmern?

So sagt sie denn nur: „Du weißt, ich predige niemals, besonders dir nicht. Wie stellt sich denn er zu der Sache?“

„Er? Ach so, der Ehemann?“

„Ja, es wäre doch eine fatale Sache, wenn du mit ihm —“

„Ach, kleine Mama! Für diese Naivität muß ich

dir einen Ruß geben. Er ist nichts als kolossal geschmeichelt. Ich habe neulich im Theater Gelegenheit gehabt, mich mit ihm bekannt zu machen. Übrigens ein famoser Kerl, das muß ihm der Neid lassen.“

„Nun, Herbert, so versprich mir wenigstens, daß du ihr nicht zu nahe trittst. Du hast sie bei uns im Hause kennen gelernt, ich bin also für sie verantwortlich.“

„Selbststrebend. Reg dich nur nicht auf.“

„Ja, es wäre mir wirklich fatal, wenn man noch weiter darüber spräche. Es sieht ja geradezu aus, als ob ich die Sache protegieren. Versprich mir also, daß du nichts tust, was du nicht auch Damen unserer Kreise —“

„Aber nein, kleine Mama! Da wäre übrigens nicht viel zu versprechen. Eine ist wie die andere. Gefügt werden bei passender Gelegenheit möchten sie alle gern. — — — Na — na, nur nicht tragisch nehmen! Ich verspreche dir ja, was du willst! Ich bin überhaupt der Sache schon müde. Es ist gut, daß der Urlaub bald zu Ende ist.“

Sprach er die Wahrheit? Er konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben.

Dieser junge Lebenskünstler, der das Weib in jeder Schattierung kennt, ist ganz gewiß nicht in diese kleine Schauspielerin verliebt. Sie unterhält ihn angenehm in der Langeweile hier — das ist alles. Außerdem ist er noch nicht so blasiert, daß ihre unverhohlene, naive Bewunderung ihm nicht schmeicheln sollte. Dazu besitzt sie etwas, das es ihm antut: den vollen Reiz des jungen Weibes, das ihr Herz noch nicht entdeckt hat.

Gott sei Dank, daß der Urlaub zu Ende geht!

Man ist allmählich in den September hineingekommen, aber noch immer hält die Sommerwärme an.

Eines Tages geht ein furchtbares Gewitter nieder, wie man es dieser Marktgegend, in der alles sonst so gemäßigt ist, gar nicht zutrauen würde. Es gewittert von vier Seiten zugleich, der Blik fährt in eine Bäckerei, er spaltet verschiedene der alten Baumriesen im Park, mit gewaltiger Kraft prasselt der Regen herab, schwemmt von den Landstraßen den Sand ab und wäscht auf den Waldwegen die blanken Steine zutage. Den ganzen Tag ist man ans Haus gefesselt, keine Möglichkeit, den Fuß vor die Tür zu setzen.

Herbert Georg langweilt sich wieder, oder vielmehr ein eigenes, fremdes Gefühl wühlt in ihm, Unruhe, Ärger, Verstimmung, Ungeduld, Sehnsucht. Er vermisst die, die bewundernd und selbstverständlich in ihm den Herrn gesehen, vermisst diese junge, weibliche Nähe.

Und morgen ist der letzte Tag. — —

Der Himmel hat ein Einsehen, seine Wut hat sich in dem einen fürchterlichen Ausbruch überschlagen, am nächsten Tage zeigt er ein um so strahlenderes Gesicht. Die Sonne guckt in alle Löcher, sie badet sich übermütig in all den kleinen Rinnsalen und Lachen, verstreut lustige Goldfunken, wenn sie die Wasserflächen trifft. Sie trocknet die abgewaschenen Blätter, die durch die prächtige Erfrischung hell und durchsichtig wie ganz junges Frühlingslaub schillern.

Gar bald verlaufen sich die Wasser, sind all die kleinen Pfützen aufgesogen, und nur ein köstlicher, frischer Dunst bleibt zurück, in dem es sich wonniglich atmen läßt.

Wieder tanzt ledlich das „Spielerchen“ auf Sonjas schwarzem Kopf, wieder scheint die kluge Russin zu

wittern, daß sie etwas ganz Besonderes fährt — einen ganzen Wagen voll jungen Menschenglücks.

Wenn man innerlich so glücklich ist, kann man sich ruhig ansehen, was für Schaden das Unwetter draußen angerichtet hat.

So fährt der Leutnant tief in den Wald hinein, wo die Bäume enge stehen und der Weg ausgewaschen ist, daß die blanken weißen Steine wie Porzellanteller daraus hervorleuchten. In den Wegsenkungen hat sich der herausgeschwemmte Sand angesammelt, so daß man kaum mit dem Wagen hindurchkommen kann. Der Wald ist aus Laub- und Nadelholz gemischt, einzelne Riefen hat das Unwetter gebrochen und über den Weg geworfen, während die zähen Buchen seiner Gewalt widerstanden haben.

Ein paarmal muß man aussteigen und den Wagen schieben. Sonja hält erschöpft, ihre Flanken schlagen, ihr schwarzes Fell steht in einer Wolke weißlichen Dampfes.

Einmal muß auch der Leutnant ein paar starke gebrochene Zweige aus dem Wege räumen, eine echte Kraftleistung. Frau Louison darf inzwischen im Wagen sitzen bleiben. Es ist ein hübsches Bild: das dunkle Gefährt, das schlankes Figürchen im hellen Kleid mit dem dunklen Haar und darüber wieder der helle Hut — wie ein Plakatbild im Muster der Schwarzweißkunst.

Auch auf den Leutnant wirkt dieser Reiz. Er bleibt stehen, um ihn in sich aufzunehmen.

„Man sieht doch erst so recht, wie hübsch unser kleines Gespann ist, wenn solch junges Mädchen mit großem Hut darin sitzt,“ sagt er lächelnd.

„Ich bin aber kein junges Mädchen,“ gibt sie zurück.

„Richtig. Aber Sie müssen erst daran erinnern,

sonst vergift man's immer wieder. — Sagen Sie, Frau Louison, wie fangen Sie's nur an, diese echten, neugierigen Mädchenaugen zu haben?"

„Wir wollen doch lieber weiterfahren. Hier ist's so naß und kühl. Ich möchte in die Sonne!“ weicht sie aus.

„Gut — fahren wir also weiter!“

Langsam geht's auf dem ausgewaschenen Wege den Waldbügel hinan, und als man oben ist, heißt es wieder ziemlich steil hinunterfahren.

„Eigentlich ein wunderliches Vergnügen, einen Berg nehmen und dann wieder hinunter müssen und so immer weiter, ein Hindernis nach dem anderen. Nicht wahr, gnädige Frau?“

„Mir macht's Freude,“ sagt sie, und ihre braunen Augen leuchten dabei.

Das Hinunterkommen ist nicht so leicht. Der sehr steile Weg ist vollkommen ausgespült, zwischen tiefen Sandrillen häuft sich Geröll, einzelne große Blöcke dazwischen.

„Wir müssen aussteigen. Können Sie wohl fünf Minuten gehen? Dann bitte, vorauszulaufen, ich muß hier allein fertig werden.“

Natürlich kann sie das, aber sie fühlt es wie einen schmerzhaften Riß, der immer mehr zerrt, je mehr sie sich von ihrem Beschützer entfernt.

Unten angekommen, blickt sie zu ihm zurück. Er hat das Pferd beim Kopf gefaßt, stützt und leitet es. Vorsichtig tastend setzt es die feinen Hufe zwischen die Steine, stemmt mit den Hinterbeinen, um ein Nachrutschen des Wagens zu verhindern. Der Leutnant klopft ihm den Hals, redet ihm gut zu. Seine schlankte Gestalt ist hoch aufgerichtet, jede Bewegung ist sicher, beherrscht, zweckdienlich. Die Last von Pferd und Wagen



ruht ausschließlich auf ihm. Mehr als je ist er der Bezwinger, der Held, als er ihr so langsam näher kommt.

„Ich habe mich um Sie gesorgt!“ sagt sie und preßt mit einer Gebärde, die etwas nach Theater schmeckt, die Hand aufs Herz.

„Es war doch keine Gefahr. Und wenn schon — was hätte das Ihnen ausmachen können?“

„Mir? — Natürlich nichts, gar nichts!“ murmelt sie, und es ist, als ob ein Licht, das man eben hinter einem Transparentbilde angezündet, wieder erlischt.

Der steile Hohlweg hat sie in ein zauberisches Tal geführt. Ein dunkelgrüner Waldsee spannt seine spiegelnde Fläche. Grünes, flaches Vorland, an einzelnen Gebüschgruppen unterbrochen, faßt ihn ein, dahinter steigen ringsum die Berge auf mit ihrem Gemisch von Buchen und Kiefern, das der Marklandschaft stark den Sondercharakter ausprägt. Der Himmel wölbt sich wie eine Kuppel aus leuchtend blauen Saphiren, die Sonne brennt mit so heißer Kraft, als wollte sie sich für all das entschädigen, was sie gestern versäumt hat. Eine Stelle, wo sie den Boden ohne jede Schattenunterbrechung trifft, ist schon so trocken, daß zwischen den Gräsern der Sand brüchig rieselt.

Ein wundervoller Platz, um Rast zu halten, nachdem man die Wagendecke darüber gebreitet hat. Es ist ganz still, kein Lüftchen rührt sich, keine Furche kräuselt die dunkle Wasserfläche. Von dem Getier, das das Unwetter gestern in seinen Schlupfwinkel gejagt, hat sich noch nichts wieder hervorgewagt, keine Fliege summt, kein Schmetterling breitet seine Flügel aus. Überall das große Schweigen des Mittags. Der große Pan schläft.

Dem Pferd hat man das Kopfgestell abgenommen, es steht, den schönaufgesetzten Hals gesenkt, und reißt

die sonnentrockenen Grasbüschel aus. Hat es eine Stelle abgenagt, so schleift es den leichten Wagen hinter sich her, um an einer anderen Stelle seine Arbeit fortzusetzen.

Frau Louison sitzt, die Füßchen in gelbbraunen, etwas schiefgetretenen Schuhen von sich gestreckt, auf der Fellbede.

„Wie eine kleine weiße Ente im Stroh,“ neckt der Leutnant. Er ist dabei, den Frühstückskorb auszupacken, den die Mutter ihm mitgegeben hat. Die Gewißheit, daß diese Ausfahrt die wirklich und unwiderruflich letzte ist, hat sie milde gestimmt, und der Röstlichkeiten ist kein Ende: Butterschnitten mit feinem Belag, Stücke von eigelbstrochender Sandtorte, herrliche Pfirsiche in Weinblätter verpackt. Sogar an ein paar Tellerchen und Papierservietten hat sie gedacht und an zwei silberne Becher für den guten alten Tokaier.

Niemals ist ein Mann der Frau gefährlicher, als wenn er sich scherzhaft zu Weiberarbeit erniedrigt, sie mit Speise und Trant versorgt. War der Leutnant Wendtland vorhin der gewaltige Gott seiner Kraft, so ist er jetzt der menschlich fühlende Gott, der zu der Bajadere herniedersteigt, der mit ihr auf weichem Fell lagert, mit ihr speist und festliche Trankopfer spendet.

Wie gut er es versteht, die Brötchen aus dem Pergamentpapier zu schälen, sie zierlich auf dem Teller zu ordnen, einen Pfirsich auseinanderzubrechen und den Wein in die silbernen Becher zu gießen! Wie freundlich er ihr zuredet, wie besorgt er ist, daß sie auch gut sitzt!

Einen Pfirsich hat man zu zweien gegessen, sie die rote Hälfte, er die weiße. Was soll nun aber mit dem Kern werden? Die junge Frau schlägt vor, ihn in die

Erde zu pflanzen, vielleicht, daß er aufgeht, sich bewurzelt, daß daraus ein schöner und starker Baum entsteht, der Zeugnis davon ablegt, daß hier zwei miteinander gefessen haben und —

Der Leutnant bohrt mit dem Peitschenstiel ein Loch in das sandige Erdreich, der Kern wird eingesenkt, der Ort durch ein trockenes Zweiglein bezeichnet.

Tieffinnig sehen die beiden die Stelle an, als wäre es ein Kindergrab. Ohne es zu wissen, halten sie sich bei den Händen.

„Komm,“ sagt der Leutnant, „laß uns wieder niedersitzen.“

Sie sitzen wieder auf der flauschigen Fellbede, Hand in Hand und Schulter an Schulter. Sie wollen sprechen, aber es würgt ihnen etwas im Halse, sie können die Worte nicht finden.

„Erzähle mir etwas aus deinem Leben,“ bittet endlich Herbert Georg.

„Ich kann nicht. Ich weiß nichts. Mir ist's, als ob ich überhaupt noch gar nicht gelebt hätte,“ erwiderte sie tonlos.

„Und jetzt?“

„Ach, es könnte alles so schön sein — —“

Er schenkt ihr Wein ein. Der köstliche Tokaier funkelt dunkelgolden wie ein flüssiger Topas in der silbernen Höhlung.

„Trink! Diese Stunde gehört uns!“

„Ja, die einzige —“

Er fühlt an seiner Schulter, wie es durch ihren Körper rieselt, auch ihre Hand zittert. Ein paar Tropfen fließen über und fallen auf ihr weißes Kleid.

„Kind, was hast du, was erschüttert dich so?“ sagt er und zieht sie fester an sich. Der Hut ist ihr vom Kopf geglitten, das schwarze Haar umrahmt eng die

schmale Stirn. Sie hat die Augen geschlossen, atmet beklommen, ihre Lider zittern.

Er fühlt sie schwer und schwerer in seinem Arm. Was ist ihr? Wird sie ohnmächtig?

Da öffnet sie die Augen, lächelt sehnsüchtig, die roten Lippen zittern.

Und er? Warum küßt er diese roten Lippen nicht, die ihm entgegenblühen? Er, der so viele Küsse leichtfertig gegeben und genommen hat, daß ihm der Ruß zur wertlosen Scheidemünze herabgesunken ist — warum küßt er sie nicht? Gerade sie nicht?

Nun, gegenüber dieser tiefen Leidenschaft kommt er mit seiner zerstückelten, vergeudeteten Liebestraft sich arm und ohnmächtig vor. Er fürchtet sich, diese verhaltene Liebesglut zur Flamme anzufachen, denn er fühlt, sie würde zum Feuer werden, das sicher das schwache Geschöpf neben ihm verbrennt, das nur in einem stark ist, in dieser Liebe.

Aber vielleicht auch ihn selbst.

So löst er ein klein wenig den Arm von ihr, klopft sie sanft auf die Schulter und sagt ein paar Verlegenheitsworte: „Mein armes Kind, meine gute kleine Louison!“

Sie sieht ihn erschrocken an, ungläubig. Dann entfarbt sie sich. Ihr Gesicht nimmt den tragischen Ausdruck einer Sterbenden an. Sie richtet sich auf, steht wartend auf den Füßen.

Er will ihr helfen, sie stützen. Sie wehrt ihn mit einer Handbewegung ab.

„Louison!“ sagt er noch einmal. Ihm ist sehr jämmerlich zu Sinn. Weit jämmerlicher nach diesem Ruß, den er verschmägt, als nach denen, die er genossen.

Schließlich steckt er sich eine Zigarette an und beginnt das Frühstücksgerät zusammenzuräumen.

Die junge Frau steht neben dem Pferd, den Hals mit beiden Armen umklammernd, den Kopf in der kurzgeschnittenen Mähne bergend.

„Wir müssen aufbrechen, gnädige Frau. Gestatten Sie — ich möchte Sonja das Kopfgestell wieder auflegen.“

Damit glaubt der Leutnant am besten den rechten Ton zu finden.

Als aber die junge Frau langsam wieder den Kopf erhebt und ein fremdes, entstelltes Gesicht ihn aus trockenen Augen ansieht, bleibt ihm jedes weitere Wort in der Kehle stecken.

Stumm treten sie die Heimfahrt an, stumm bleiben sie während der ganzen Zeit nebeneinander sitzen.

Arme kleine Louison! Auch du wirst Küsse geben und nehmen, leicht ausgetauschte und leidenschaftserfüllte. Auch du wirst zu Höhen und Tiefen gerissen werden, aber selbst in Augenblicken selbstvergessener Seligkeit wird ein kleiner, schmerzender Punkt in dir dich daran erinnern, daß du einmal einem hübschen, leichtsinnigen Jungen mehr geboten hast, als er erwidern konnte und wollte.

\* \* \*

Am anderen Morgen zu sehr korrekter Besuchsstunde ließen sich Herr und Frau Brettschneider in der Villa Wendtland melden.

Sie wurden von der gnädigen Frau sehr huldvoll empfangen, der Herr Geheimrat zeigte sich auf einige Minuten, zuletzt auch der Herr Leutnant in voller Uniform, denn er wollte gerade seine Abschiedsbesuche machen.

Man unterhielt sich von den beiderseits gepackten Koffern, der beendeten Saison, dem Publikum, dem

Direktor, den Ausichten für das Winterengagement. Hauptsächlich aber waren die jungen Herrschaften und ganz besonders Herr Brettschneider erschienen, um der gnädigen Frau und dem Herrn Leutnant für die große Freundlichkeit zu danken, mit der sie sich Frau Louisons angenommen hatten.

Dieser Herr Brettschneider war in der That unanfechtbar in seinen gesellschaftlichen Formen, und die kleine Frau war entzückend in ihrer Erschöpfung nach der vielen Päderei, mit den dunklen Ringen um die Augen. Ihr Gatte behandelt sie mit zartester Schonung, wie ein krankes Kindchen. Ihre Augen aber suchen, zuerst verstohlen, dann immer dringender die des Leutnants Herbert Georg. Sie schwimmen in feuchtem Glanz, als wollten die Tränen eben hervorbrechen. Sie lieblosen, sie flehen, sie betteln um irgend ein rasches Liebeswort, um einen Blick, der ihr sagt, daß sie gestern ihr Gefühl nicht ganz fortgeworfen hat.

Der Leutnant aber bleibt die höfliche Korrektheit selbst.

„Sicher werden Sie rasch vorwärtskommen, liebe Frau Brettschneider. Wir Kleinstädter werden dann freilich nichts mehr von Ihnen haben. Vielleicht aber hat mein Sohn Gelegenheit, Sie in seiner Garnison zu bewundern,“ sagt endlich die Frau Geheimrat, der der Besuch nun schon reichlich lange dauert.

„Darf ich Sonja nicht Adieu sagen? Ich habe ihr ein kleines Marzipanherz mitgebracht als Dank,“ sagt Louison mit bedeckter Stimme.

Es war die Bitte um eine Galgenfrist.

Herbert Georg führt das Ehepaar in den Stall.

Louison steht bei der Stute, tätschelt ihr den Hals, kann sich gar nicht trennen, nachdem Sonja längst das winzige Marzipanherz zerschrotet hat. Zulekt

drückt sie ihr in einem jähen Impuls einen Kuß auf den schlanken Hals.

Da führt der Gatte sie fort, fast mit Gewalt.

\* \* \*

Beim nächsten Herbsturlaub fragt Herbert Georg ganz beiläufig seine Mutter, nachdem er vergeblich den Theaterzettel studiert hat: „Sag mal, was ist denn aus der kleinen — na, wie heißt sie denn gleich? — der kleinen Frau Brettschneider geworden?“

Die Mutter triumphiert: „Oh, der habe ich richtig prophezeit, sie hat wirklich Karriere gemacht und ist jetzt natürlich für unser Sommertheater zu schade. Sie soll irgendwo in Rußland ein sehr gutes Engagement haben und nur große tragische Rollen spielen. Kannst du dir das von dem Kinde, der kleinen ‚Alwina‘, denken?“

\* \* \*

Und wieder zwei Jahre später gastiert Frau Louison Schneider in der Garnisonstadt des Leutnants Wendtland. Er ist noch immer, wie vor drei Jahren, der kleine Unterleutnant, sie aber spielt die großen tragischen Liebhaberinnen, die Julia und Hero, und man rühmt an ihr ganz besonders die tiefe, verhaltene Leidenschaft, den wundervollen, zu Herzen gehenden Ton ihrer Stimme — die große tragische Note.

Die ganze Garnison schwärmt für sie, denn sie ist eine so geniale Künstlerin und eine so bezaubernde Frau!

Nachdem sie an ihrem vierten Gastspielabend die Julia wiederholt hat, steht der Leutnant Wendtland mit mehreren Kameraden an dem für die Schauspieler bestimmten Nebenausgang, wo ein schönes Auto hält, um das sich eine neugierige Menge drängt.

Nun kommt sie, in einen köstlichen Pelz gehüllt, und grüßt mit der Goldseligkeit einer Königin am Krönungstage nach allen Seiten, so daß jeder glaubt, ihm habe der Gruß allein gegolten. -

Als sie schon im Auto sitzt, erkennt sie ihren früheren Verehrer, beugt sich lächelnd heraus und reicht ihm die schmale, behandschuhte Hand.

„Warum vernachlässigen Sie mich so? Ich hätte doch wohl darauf rechnen dürfen, Sie einmal bei uns zu sehen! Morgen früh bin ich zu Hause, auch mein Mann wird sich freuen.“ —

Selbstverständlich wohnt die Tragödin in den Fürstenzimmern des ersten Hotels. Man sieht in verschiedenen Räumen, es duftet angenehm nach frischen Blumen, wenn auch geschmackvollerweise die Blumenspenden des gestrigen Abends nicht sichtbar aufgestellt sind.

Der Ehemann empfängt den Besucher zuerst. Noch immer ist er scharmant, wenn er auch jetzt auf eigenen Künstler Ruhm verzichtet und ganz zum Impresario seiner gefeierten Gattin geworden ist.

Endlich erscheint sie selbst, ungeschminkt und nicht einmal gepudert, in einem sehr kostbaren, schleppenden Hauskleide. Sie ist sehr schön, außerordentlich vornehm, aber dem Leutnant Wendtland scheint es, als sei sie in dem weißen kurzen Mädchenkleide, mit den etwas schiefgetretenen gelben Schuhen unendlich viel reizender gewesen.

Sie plaudern dies und das, Frau Louison in dem leicht ermüdeten Ton der WeltDame. Sie erzählt von ihrem raschen Aufstieg wie von etwas Selbstverständlichem. Wie sie zuerst stets am unrechten Platze gestanden, bis sie sich selbst plötzlich entdeckt habe, darauf gekommen sei, daß die früher vermifste tragische



Note gerade ihre besondere Eigenart sei. Von diesem Augenblicke an sei ihr Stern gestiegen.

Und als dann der Gast des Ehepaars mit ihnen an dem blumengeschmückten Tische sitzt und wieder der alte Tokai in den Gläsern funktelt, goldbraun wie ein flüssiger Topas, gedenkt er jenes Augenblicks am heimatlichen Waldsee, und mitten in dem angeregten Gespräch ist's ihm, als höre er seine eigene Stimme von weit her: „Trink! Diese Stunde gehört uns!“ Und die ihre als Antwort: „Ja, die einzige — —“

Er hat sie nicht genützt diese Stunde.

Und sie?

Nun, sie ist eine große Künstlerin geworden.





## Der gerichtliche Zweikampf im Mittelalter.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 13 Bildern nach  
alten Originalen.



(Nachdruck verboten.)

Die Ordalien der Germanen, die altdeutschen Gottesurteile, zu denen auch der gerichtliche Zweikampf gehört, sind Äußerungen und Betätigungen einer längst überwundenen Rechtsempfindung.

Gewiß sind die alten, dem mystischen Dunkel der germanischen Urwälder entsprossenen heidnischen Gebräuche, die grausige Feuerprobe, die schon in der vorchristlichen Zeit angewandte Kreuzprobe, das schauerliche Bahrrecht und der Zweikampf an sich roh, abergläubisch und barbarisch; aber, ganz abgesehen davon, daß alle menschlichen Einrichtungen im Geiste ihrer Zeit und Verhältnisse zu wägen sind, haben wir alle Ursache, unsere Ahnen um den Geist ihrer vielgeschmähten Ordalien\*) zu beneiden. Denn die alten Germanen hatten im Gegensatz zu den alten Griechen und Römern und den modernen Deutschen die heute nur im amerikanischen Kriminalverfahren vorhandene Rechtsanschauung, daß nicht die Schuld, sondern die Unschuld das zu Beweisende war. Ankläger und Angeklagter standen sich an der „Dingstatt“ gleichwertig

---

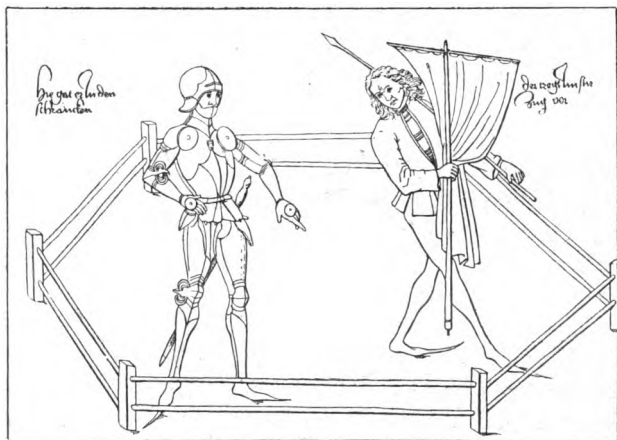
\*) Ordal = Urspruch, Urteil.

gegenüber, und es war Brauch, daß letzterem der erste Beweis zustand. Er konnte sich durch den Eid seiner Sippen und Freunde reinigen, sich freiwillig den Ordalien unterziehen und den Ankläger „kämpflich ansprechen“, wie es im „Sachsenspiegel“ heißt, also den gerichtlichen Austrag der Sache durch den Zweikampf beantragen. Es gab keine Untersuchungshaft, keinen Indizienbeweis, kein Urteil auf Grund eines solchen.

Menschenwerk ist immer Stückwerk. Vor allen Dingen dürfen wir bei der Beurteilung der alten Ordalien nicht vergessen, daß noch viel Gottesurteilähnliches in unserem heutigen Rechtsverfahren steckt. N. Schlichtegroll warf schon 1817 die Frage auf: „Liegt in dem Eide, der in unseren Gerichten gebräuchlich ist, nicht ebenfalls etwas Gottesurteilähnliches, indem man das religiöse Gefühl eines Menschen, das niemand kennt, zum Maßstab seiner Schuld oder Unschuld oder der Wahrheit einer Thatsache nimmt? Es giebt in der Gerechtigkeitspflege Lagen, wo ein Ersatz für ordentliche Wahrheitsforschung und Beweise ein nothwendiges Erforderniß ist. Dieser Ersatz hat nothwendigerweise immer etwas Schwankendes und Unzulässiges. Der Eid hat dieses ebenso wie der gerichtliche Zweikampf.“ Und das schreibt ein Mann, der doch gewiß keine Ahnung davon hatte, daß der Meineid einmal „so gemein wie Brombeeren“ werden würde.

Der gerichtliche Zweikampf war im Grunde genommen ursprünglich nichts anderes als eine gerichtliche Erledigung der Faida (Todsühde), der Blutrache durch einen Zweikampf, dessen Ausgang in des Schicksals Hand gelegt wurde — bei einem so kriegerischen, waffenfrohen Volk wie den Deutschen etwas Selbst-

verständliches. Und so folgte denn bald dem uralten, heiligen Brauch die gesetzliche Regelung; zuerst im Anfang des fünften Jahrhunderts durch die Salischen Gesetze, sowie 502 durch den Burgunderkönig Gundobald, der in seinem Gesetz verfügte, daß „wenn der Kläger mit dem Reinigungseid des Beklagten nicht zufrieden ist, sondern seinem Gegner sagt, er wolle die



Der gerichtliche Zweikampf: Der Kämpfer tritt in die Schranken.

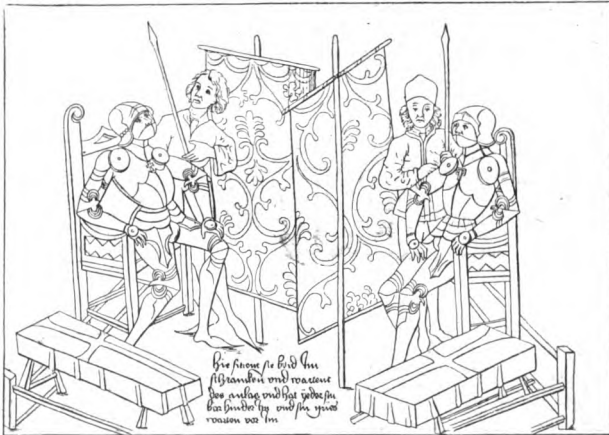
Waffen dartun und dieser sich solches gefallen läßt, es ihnen alsdann erlaubt werden soll“. Das alemannische Gesetz gestattete es dagegen schon dann dem Beklagten, sich durch das Schwert zu rechtfertigen, wenn der Gegner ihn nicht überführen konnte. Zugleich verfügte es, daß zwei Gegner, die um ein Grundstück im Streite liegen, die Angelegenheit durch einen Waffengang zur Entscheidung bringen könnten. Die friesischen Gesetze erlaubten in gewissen Fällen einem Gegner,

einen Stellvertreter für den Kampf zu werben. Diese ums Geld gedungenen Kämpfer wurden in späteren Zeiten wie die römischen Gladiatoren mit Weib und Kind für ehelos gehalten, wenn sie auch nicht so verachtet waren wie der mittelalterliche Hentel.

Die Gesetze der Langobarden zählten neunzehn Fälle auf, die durch gerichtlichen Zweikampf entschieden werden sollten. Thassilo, der große Herzog der Bayern, verfügte durch ein Edikt, daß keine verzauberten Waffen dazu verwendet werden durften. Die Franken folgten erst sehr spät dem Beispiel der anderen. Förmlich anerkannt wurde der gerichtliche Zweikampf durch Karl den Großen und Ludwig den Frommen. Als im Jahre 820 Graf Bera mit dem Goten Sanila, der ihn der Verräterei bezichtigt hatte, in richterlichem Kampf zu Pferde kämpfen mußte und unterlegen war, verwandelte Ludwig das nun folgende Todesurteil in lebenslängliche Verbannung.

Unter Otto dem Großen kamen die gerichtlichen Zweikämpfe zu so hohem Ansehen, daß der Kaiser, als Graf Runo, ein abgewiesener Freier der eigenen Tochter Ottos, der verwitweten Herzogin Luitgarde von Lothringen, von letzterer Nachteiliges behauptet und Luitgarde vor dem Fürstengericht auf den Namen Christi und die Sakramente ihre Unschuld beteuert hatte, eine öffentliche Versammlung einberief, in der er durch Herolde fragen ließ, ob jemand die Ehre seiner Tochter im Kampfgericht verteidigen wolle, was ihm als souveränen Fürsten durch das Gesetz verwehrt war. Und nun folgte die jedermann bekannte Szene aus dem ersten Akt von Lohengrin. Der Gralsritter, der vortrat und den Grafen Runo einen Lügner hieß, war Graf Burchard, der Kämmerer der Herzogin. Im ersten Gange hieb er dem Verleumder die rechte Hand

ab, wodurch er den Prozeß seiner Dame gewann. Im Jahre 1386 tötete, wie der französische Chronist Frossard berichtet, der Ritter Jean de Garony in einem gerichtlichen Zweikampf den Ritter Jacques de Gris. Der letztere hatte Frau von Garony beleidigt und dies mit dem ihm zugeschobenen Reinigungseid bestritten. Da die beleidigte Frau diesen Eid ablehnte, wurde ge-

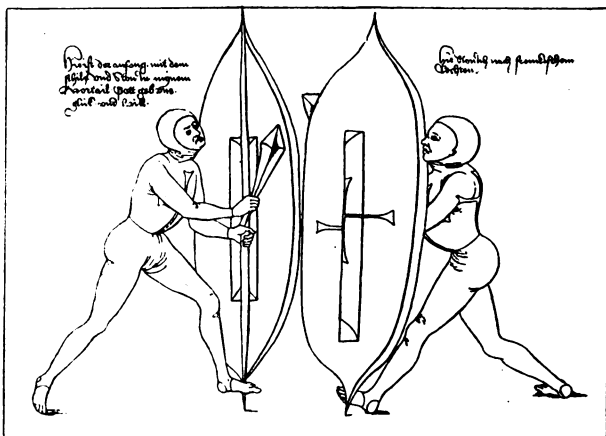


Der gerichtliche Zweikampf: Die Kämpfer erwarten das Zeichen zum Beginn des Kampfes.

richtlicher Zweikampf anberaumt, in dem Gris unterlag. Sein Leichnam wurde durch den Henker auf einer Ruhhaut nach dem Galgen geschleift und aufgehängt. Wäre sein Gegner überwunden worden, setzt der Chronist hinzu, so würde dieser dasselbe Schicksal erlitten haben, seine Frau als Verleumderin vor Gericht aber verbrannt worden sein.

Fast alle Weistümer, Rechte und Spiegel, der Sachsenpiegel und der Schwabenspiegel, hatten nach

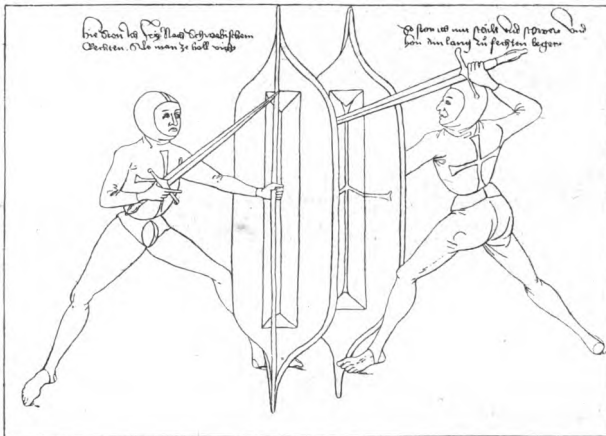
dem Grundsatz des letzteren: „Davon ist Kampf gesetzt; davon was die Leute nicht sehend, das weiß Gott der Allmächtige wohl; davon sollen wir Gott vertrauen, daß er den Kampf nur nach Recht entscheide“ den gerichtlichen Zweikampf zur Ermittlung der Wahrheit anerkannt — im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Römer, die ihre schweren Verbrecher



Der gerichtliche Zweikampf: Der Kampf beginnt.

zum gerichtlichen Gladiatorenkampf verurteilten, was zu den verschärften Todesurteilen gehörte. Kaiser Claudius verurteilte sogar die Betrüger zum gerichtlichen Zweikampf mit wilden Tieren. Nach Überwindung des Faustrechts als Folge der gesetzlichen Bestätigung des Kampfgerichts ordneten der Sachsenpiegel (1218) und der Schwabenspiegel (1268—1282) die Regeln desselben, indem sie unter anderem den höheren Richtern die Befugnis gaben, alle freie Leute, darunter auch Priester und Frauen, in gewissen, vor-

geschriebenen Fällen zum gerichtlichen Zweikampf zuzulassen oder Vertreter zu bestellen, nachdem vorher schon sogenannte „privilegierte Kampfgerichte“ (*Judicia duellica*) in Schwäbisch-Hall, Rottweil, Würzburg, Nürnberg, Worms, Regensburg, Frankfurt, Dortmund und anderen Orten errichtet worden waren. Talhofer gibt in seinem „Kampfrecht“, einem per-



Der gerichtliche Zweikampf: Der Kampf mit dem Schwert.

gamentenen Roder aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dem wir unsere Bilder entlehnen, die Fälle an, die gewöhnlich durch Zweikampf erledigt wurden. „Der Sachen und Artitel sind sieben,“ schreibt er, „darum man noch pflegt zu kempfen. Das erste ist Mord. Das ander Verräthernüß. Das dritte Keherer. Das vierdj, wölcher an sinem Herrn truloß wirt. Das fünft um Bandnüß im Striten. Das sechst um Falsch. Das sibent, da ainer Zundfrowen oder Frowen tränket.“ Außerdem nach dem Schwabenspiegel Brandstiftung



und Straßenraub, sowie die schwere Verunglimpfung einer Frau und schwere Ehezwistigkeiten. Es war jedoch unumgänglich nötig, daß der Richter über die Zulässigkeit des Kampfes erkannte. Das geschah, wenn der Beklagte nicht überführt werden konnte und der Kläger ihn beantragt hatte.

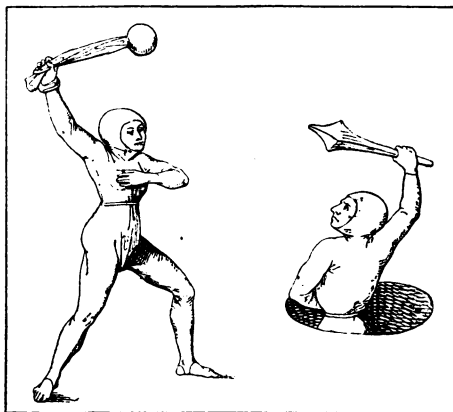
War nun Ort und Tag des Kampfgerichtes anberaumt, so wurde der Kampfplatz mit Sand bestreut und umzäunt, den beiden Gegnern ein Beichtvater gestellt und jedem eine Totenbahre „mit Kerzen, Baartüchern und anderen Dingen, die zu einer Leiche gehören, gesetzt“. Die Rüstung und die Waffen waren durch die Gesetze bestimmt; die Richter sahen streng darauf, daß die beiden Kämpfer möglichst gleich gewappnet waren. Hatte sich der Kampfrichter überzeugt, daß Rüstung und Waffen mit den Vorschriften des Gesetzes übereinstimmten, was er mit Hilfe der Grieswarten, das heißt der Streitzeugen, feststellte, dann gebot er der harrenden Menge bei schwerer Strafe Stillschweigen, „daß niemand schreie, deute oder winte, und sonst Zeichen gebe, und welcher dem nicht nachkäme, dem wollte er durch den Nachrichter, so gleich dastehet und aufwartet, mit einem Handbeil auf einem Bloch die rechte Hand und den linken Fuß abhauen lassen ohne alle Gnade“.

Allgemeine Totenstille erfolgt. Alle sind in banger Erwartung. Man bittet Gott um Beistand für den Unschuldigen. Inzwischen sind die Tore der Stadt geschlossen, die Straßen mit Ketten versperrt, die Wehren und Türme besetzt, um einem Überfall vorzubeugen.

Die Kämpfer werden sich so gegenübergestellt, daß keiner die Sonne allein im Gesicht hat. Nun ruft der Herold dreimal, oder er stößt dreimal in die Trompete.



werden ehrlos, auf kein Pferd mehr sitzen, keinen Bart bescheeren, noch Waffen und Wehr tragen, auch zu allen Ehren untüchtig seyn.“ Dies war die Strafe des Klägers, der darum selten sich begnadigen ließ und den Tod vorzog. Der verwundete Angeklagte wurde als des Verbrechens überwiesen gerichtet. So ließ Kaiser Otto den Grafen Gero, der nicht mehr

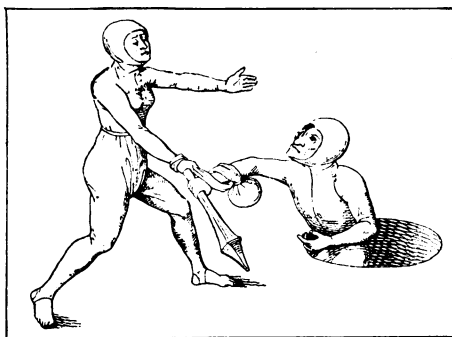


Der Zweikampf zwischen Frau und Mann:  
Der Beginn des Kampfes.

fechten konnte, auf der Stelle enthaupten. Für den Gefallenen war besser gesorgt; er wurde ehrlich und anständig begraben. Hatte der Beklagte gesiegt, so wurde er zwar von der Schuld freigesprochen, mußte aber die oft nicht unbeträchtlichen Kosten des Kampfes tragen. Man sieht, „es bleibt immer etwas hängen“.

Unsere Bilder auf Seite 133 bis 139 zeigen den gerichtlichen Zweikampf zwischen Männern in seinen verschiedenen Phasen, welche die von Talhoffer eingezeichneten mittelhochdeutschen Inschriften erklären.

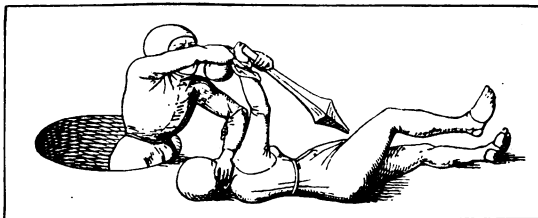
Auf der linken Seite des Bildes Seite 133 stehen die Worte, neudeutsch ausgedrückt: „Hier geht er in den Schranken.“ Rechts: „Der trägt ihm sein Zeug vor.“ Bild Seite 135: „Hier sitzen beide in den Schranken, und warten des Anfangs und hat jeder seine Bahre hinter sich und seinen Grieswart vor sich.“ Bild Seite 136 links: „Hier ist der Anfang mit dem Schild, und ich stehe in meinem Vorteil. Gott gebe uns Glück und Heil.“ Rechts: „Hier stehe ich nach fränkischem Recht.“ Bild Seite 137 links: „Hier steh' ich frei nach schwäbischem Recht, wie man zu Hall ficht.“ Rechts: „So stehe



Er pariert den Schlag.

ich mit Schild und Schwert und habe dein lang zu fechten begehrt.“ Die Inschriften unseres Bildes Seite 139, das zwei Kämpfer hoch zu Ross, die ihre Waffen, Armbrust und Lanze, weggeworfen haben und zu Pferde ringen, mit Falhofer selbst zeigt, lauten links: „Das Buch hat angegeben Hans Falhofer und gestanden zu malen.“ Rechts: „Hier ist das Stück mit der Armbrust und dem Spieß vollbracht und hat ihn ergriffen beim Hals.“ —

Das „Mittelalterlichste“ aber am gerichtlichen Zweikampf und das Charakteristischste für die soziale Stellung der Frau im frühesten Mittelalter ist der Gerichtskampf zwischen Mann und Weib, den wir in allen seinen Einzelheiten bildlich vorführen. In Franken war man am galantesten. Hier durfte jede Frau, wenn sie fand, daß ihr Beleidiger nicht gehörig vor Gericht bestraft wurde, ihn fordern. Überall war ihr

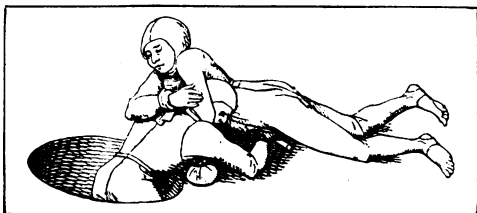


Er hat sie niedergerissen.

gestattet, den Reinigungseid ihres Gegners abzulehnen, aber sie durfte in diesem Fall keinen Stellvertreter stellen, sondern mußte persönlich in die Schranken treten. Die Kampftrichter sorgten jedoch dafür, daß der stärkere und gewandtere Mann keinen Vorteil gegen seine schwächere Gegnerin hatte, und bestimmten den Kampf „mit solcher Unterschait, daß man dem Mann mitten in dem Krais ein Gruben machen soll, die dreier Schuh weyt sei, zu ringsumb, und also tieff, daß sie ihm bis an den Nabel get. Darin soll er stehen, und daraus gen der Frauen kempffen“.

Thomasius beschreibt 1718 diesen Kampf folgendermaßen: „Der Mann stehet in einer runden etwas weiten Gruben in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen schlägt; er darf dabei aber nicht herausgehen

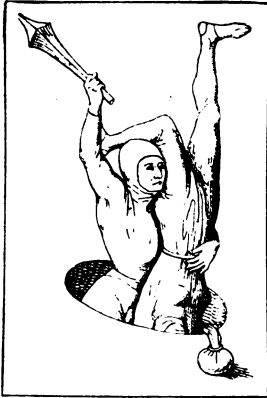
und der Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freyen Hand sich an die Grube oder das Erdreich anhalten, bey Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleyer in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etlichen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Mann schlägt. Wenn die Frau dem Mann hinter den Rücken kommen kann, bemühet sie sich, dessen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu würgen; parirt aber der Mann den Schlag mit dem Schleyer mit dem Kolben, so umwidelt sich der Schleyer um den Kolben, und erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Mann den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem Schleyer mit dem linken und freyen Arm aus, so umwidelt sich der Schleyer um den Arm, und hat also der Mann Gelegenheit, die Frau zu sich in die Grube zu ziehen,



Er ist in Gefahr.

da er dann trachtet, die Frau in der Mitte des Leibes und sie in die Grube zu ziehen.“

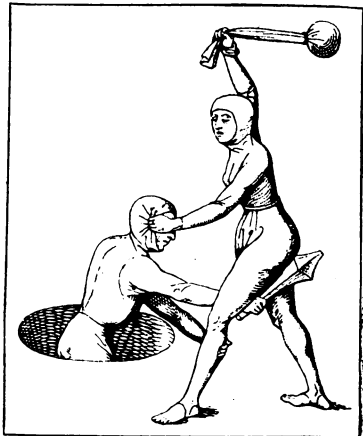
Die Salhoferschen Zeichnungen beweisen, daß der Zweikampf mit Kolben und Steintuch der gewöhnliche war. Der von Ephr. Gebhard in seinem 1711 erschienenen lateinischen Werk über gerichtliche Zweikämpfe geschilderte Kampf mit Knüppeln kam jedenfalls nur vereinzelt vor. Salhofer schildert die Ent-



Er siegt.

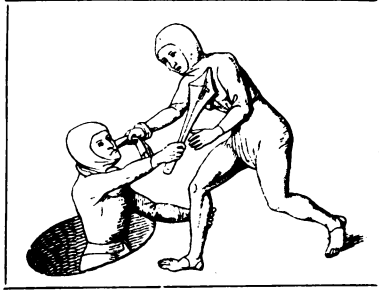
wicklung des Kampfes durch Inschriften, die auf unseren Bildern weggelassen sind. Aber den Kämpfern (Bild 1 Seite 140) stand: „Hier steht, wie Mann und Frau miteinander kämpfen sollen. Und stand sie in dem Anfang;“ beim Manne: „So steht er in der Grube bis an die Weichen und ist sein Kolben so lang wie ihr Schleier;“ neben der Frau: „Da steht die Frau frei und will schlagen und hat einen Stein in dem Schleier, der wiegt vier oder fünf Pfund.“ Der Schlag war gefallen (Bild 2 Seite 141) — der Mann „hat den Schlag pariert, sie gefangen und will sie zu sich ziehen“. Er hat sie niedergerissen. Bild 3 Seite 142 „da hat er sie zu sich gezogen, sie niedergeworfen und will sie würgen“. Das gelingt ihm nicht; sie entwindet sich ihm. Aber „da hat er sie wieder zu sich gezogen und wirft sie in die Grube“ — sie ist verloren (s. obenstehendes Bild).

Ein anderer Kampf! Die Frau



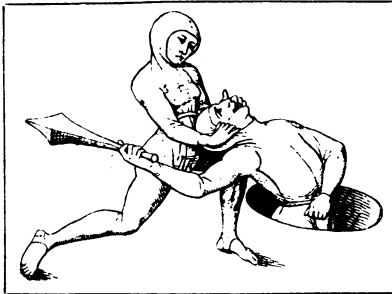
Sie ist wieder in Gefahr.

tritt nahe an die Grube (Bild 6 Seite 144 unten), „als sie schlagen will, ist sie zu nahe an ihn herangetreten, so daß er sie am Beine fassen kann, um sie zu fällen“. Sie entrinnt der Gefahr (s. nebenstehendes Bild), „er schlägt sie auf die Brust, sie aber hat ihm den Schleier um den Hals geschlagen und hat ihn gefaßt und wird ihn aus der Grube ziehen“ (s. untenstehendes Bild) — sie siegt.



Sie schlägt und wird getroffen.

Johann Stumpff gibt uns in seiner Schweizer Chronik vom Jahre 1548 ein Beispiel eines solchen



Sie siegt.

Sieges: „Darnach im jar des Herren 1288, am 5. Tag Januarij geschah zu Bern an der Matten — da yekund die groß Kirchhofmauer stat — ein Kampff zwischend einen man und einem weyb.

Das weyb lag ob, und gewan den kampff.“

Wehe dem-Besiegten! hieß es auch hier. Denn der Besiegte, wer es auch war, Mann oder Weib, wurde in der Grube lebendig begraben. In einigen



Gegenden wurde der besiegten Frau die rechte Hand und dem besiegten Mann der Kopf abgehauen. Der Zweikampf zwischen Eheleuten hatte einen harmloseren Ausgang; er geschah der Oberherrschaft in der Ehe wegen. Eine Breslauer Chronik, gleichfalls vom Jahre 1288, berichtet darüber: „In dem Jahre konnten sich Mann und Weib nicht miteinander vergleichen, sondern wenn sie einander ansahen, fielen sie übereinander, rauchten und schlugen sich wie Hund und Rake, wurden öfters von der Obrigkeit mit Gefängniß gestraft, dennoch wollte nichts helfen. Zulezt ward ihnen ein öffentlicher Kampf zugelassen am Ringe, schlugen einander mit Fäusten, bis sie fast beide nicht mehr konnten und vor Müdigkeit mußten aufhören; doch behielt das Weib den Sieg, und der Mann mußte ihr unterthänig sein.“

Nach der Redaktion des alten Berner Weistums von 1461 im Jahre 1788 bestand in der Theorie zu Bern der alte gerichtliche Zweikampf noch zu Recht. Interessant ist auch, daß, wie Zöpfl in seinen „Altertümern des deutschen Reichs und Rechts“ nachweist, dort, wo bei uns Rolandssäulen standen, sich auch Kampfgerichte befanden.

Der gerichtliche Zweikampf als Mittel zur Erforschung der Wahrheit steht, man mag über die Sache an sich denken, wie man will, himmelhoch über seiner schaurigen Nachfolgerin, der Folter. „Nicht nur durch die Betätigung des mannhaften Mutes im offenen, ehrlichen Kampf,“ sagt Thümmel, „zeigt sich dieser gerichtliche Zweikampf als etwas dem germanischen Volkscharakter besonders Sympathisches, sondern auch durch seine Beziehung auf die Ermittlung der reinen Wahrheit.“ Beurteilt man ihn im Rahmen seiner Zeit, so diente er niemals der rohen Rauflust, sondern

nur der Wahrheitserforschung, wie auch das Volk glaubte, das inbrünstig für den Sieg der Unschuld betete.

In diesem Sinn ist der gerichtliche Zweikampf, wie unsere aus ihm entlehnte Eidesformel: „So wahr mir Gott helfe!“ schlagend beweist, nicht mehr und nicht weniger als der Vater unseres heutigen Eides.





## Ein Ehrenwort.

Novelle von R. Ortmann.



(Nachdruck verboten.)

**B**itte, Herr v. Malsen, lassen Sie uns aufhören! Ich fühle mich etwas ermüdet.“

Mit heftig atmender Brust und fast versagender Stimme hatte Ilse Frobenius es ihrem Tänzer zugeflüstert, und der junge Mann hatte natürlich auf der Stelle ihrem Wunsche entsprochen. Die zarte weiße Mädchengestalt am Arm führend, bahnte er sich einen Weg durch den Wirbel der tanzenden Paare, und ein Ausdruck plötzlich erwachter Besorgnisse war in dem Blick, mit dem er sie ansah. Sie erschien ihm ja auch noch jetzt als ein Bild blühendster Gesundheit, denn ihre Wangen waren heiß gerötet, und in ihren großen dunklen Augen war ein Glänzen, wie er es nie zuvor darin gesehen zu haben meinte; aber er vermisse die sonnige Fröhlichkeit, die dies junge Antlitz für ihn so oft zu einem unwiderstehlich bezaubernden gemacht hatte, und er fühlte sich beunruhigt durch ein eigentümliches Zucken des feinen Mundes, das ihn fast an mühsam verhaltenes Weinen glauben ließ.

„Darf ich Ihnen ein Glas Sekt besorgen, gnädiges Fräulein? Ich fürchte, Sie befinden sich in der Tat nicht ganz wohl.“

Sie schüttelte ablehnend den Kopf. „Ich brauche

nichts als ein wenig frische Luft. Wenn ich auf ein paar Minuten in den Park hinaus könnte —“

Sie hatten es nicht weit bis dahin, denn zwei von den breiten Flügeltüren des Saales öffneten sich auf die mit bunten Lampionen beleuchtete Gartenterrasse, über die hinweg man die dunklen Baumwipfel des alten Parkes sah. Das alljährlich wiederkehrende Sommerfest der Museums-gesellschaft, der vornehmsten Vereinigung der Stadt, hatte ja vor den winterlichen Tanzvergönigungen den besonderen Reiz voraus, daß es sich bei günstiger Witterung zum guten Teil auch unter freiem Himmel abspielte. Überall in den Laubengängen der zu dem Gesellschaftshause gehörigen Anlagen verbreiteten die farbigen chinesischen Papierlaternen eine phantastisch wirkende matte Helligkeit, an geeigneten Plätzen waren Tische und Stühle für diejenigen aufgestellt, die ein lustiges Geplauder bei Sekt oder Bowle dem Tanz oder dem Kartenspiel vorzogen, und namentlich unter dem jungen Volk kamen viele hier draußen im traulichen Halbdunkel der linden Sommernacht besser auf ihre Rechnung als drinnen im heißen, hell erleuchteten Saal.

In einer größeren Gruppe, die sich nahe der Terrasse niedergelassen hatte, sang eben jemand mit schöner Stimme ein Lied zur Laute, und der Regierungs-assessor, der noch einige unbefetzte Stühle erspäht hatte, wollte seine Tänzerin dahin führen.

Aber sie hielt ihn, als sie die Absicht erkannte, durch einen leichten Druck auf seinen Arm zurück. „Ich möchte lieber ein wenig promenieren. Aber Sie sollen sich um meinetwillen keinen Zwang auferlegen. Auch wenn ich allein bleibe, kann mir hier ja nichts geschehen.“

„Ich aber bin glücklich, wenn Sie mir erlauben, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Nur falls Sie diese

Gesellschaft als lästig empfinden, dürfen Sie mich fortschicken.“

Was in seiner Stimme klang, und was aus seinen unverwandt auf sie gerichteten Augen sprach, war viel mehr als die konventionelle Galanterie einer Ballunterhaltung, und Ilse Frobenius mußte mit ihren achtzehn Jahren Weib genug sein, es zu empfinden. Aber in ihren Zügen verriet sich nicht, ob es Eindruck auf sie machte. Ihr Gesicht blieb unverändert ernst, und die hastigen Bewegungen, mit denen sie sich ihres Fächers bediente, gaben Zeugnis für die nervöse Unruhe, von der sie ergriffen war.

„Eigentlich sollte ich es tun,“ erwiderte sie. „In Ihrem Interesse, Herr v. Malsen! Denn ich bin heute gewiß eine nichts weniger als angenehme Gesellschafterin.“

„So ist Ihnen etwas Unerfreuliches widerfahren? Kann ich nichts, gar nichts tun, Ihre Stimmung zu verbessern?“

„Nein. Sie können mir ebensowenig helfen als irgend ein anderer.“

„Wenn Sie wüßten, wie tief mich das betrübt! Ich wäre so glücklich, wenn ich Sie wieder lächeln machen könnte.“

„Dafür müßte ich Ihnen nun wohl einen schönen Dank sagen. Aber Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich heute außerstande bin, die hergebrachten Phrasen zu dreheln.“

„Phrasen, Fräulein Ilse? So nehmen Sie auch das, was ich eben sagte, für eine bloße Redensart? Sie glauben nicht daran, daß ich mit Freuden auch das Schwerste tun würde, um Sie froh und heiter zu machen?“

„Wie sollte ich das glauben? Was könnte Sie veranlassen, für mich irgend ein Opfer zu bringen?“

Sie waren etwas tiefer in den Park hineingegangen und hatten sich weit genug von den plaudernden und zechenden Gruppen entfernt, um keinen Lauscher mehr fürchten zu müssen. So durfte Malsen wohl wagen, ihr zu antworten: „Was mich dazu veranlassen könnte? Haben Sie wirklich noch immer nicht erraten, daß Sie für mich das Herrlichste und das Teuerste sind auf dieser Erde?“

Sie ließ ihre Hand von seinem Arm herabgleiten und blieb stehen. „Bitte, sprechen Sie nicht so, sagen Sie mir nichts Derartiges — nicht an diesem Abend! Ich — ich kann es nicht ertragen.“

Das Schluchzen, das sie nicht länger hatte meistern können, erstickte ihre letzten Worte, und sie drückte das Taschentuch an die Augen.

Da verlor auch der Assessor die Kraft, sich zu beherrschen, und schlang in überströmender Bärtlichkeit seinen Arm um die zitternde Gestalt. „Ilse — meine liebe, über alles geliebte Ilse! Ihr Kummer zerreißt mir das Herz. Sie müssen — ja, Sie müssen mir sagen, was Sie quält und bedrückt!“

Sie hatte sich nicht gegen die vertrauliche Annäherung gewehrt, aber sie schüttelte in schmerzlicher Ablehnung den Kopf. „Das kann ich und darf ich nicht. Und wenn ich es dürfte, wäre für mich damit auch nichts gewonnen. Führen Sie mich in das Haus zurück, Herr v. Malsen — oder, noch besser, lassen Sie mich hier allein!“

„Ist das Ihre einzige Antwort? Ich habe Ihnen gesagt, und ich spreche es aus tiefstem Herzen noch einmal aus, daß ich Sie heiß und innig liebe. Haben Sie darauf keine andere Erwiderung als den Wunsch, daß ich Sie verlasse?“

„Mein Gott, sehen Sie denn nicht, wie Sie mich quälen? Wenn ich Ihre Worte jetzt ernsthaft nähme,

wenn ich auf der Stelle den Beweis für die Wahrhaftigkeit Ihrer Beteuerungen verlangte — ich bin gewiß, daß es mich nicht nur Ihre Zuneigung, sondern auch Ihre Achtung kosten würde.“

Wie hellste Freude leuchtete es über Malsens Gesicht. „Ich schwöre, daß ich nicht von dieser Stelle weichen, und daß ich Sie nicht freigegeben werde, ehe ich von Ihnen erfahren habe, was ich für Sie tun kann. Wenn Sie mir nicht die allerschmerzlichste Kränkung antun wollen, dürfen Sie es jetzt nicht mehr verweigern.“

Sie sah ihn an, und die heiße Blut, die er vorhin nur für eine Wirkung des Tanzes gehalten hatte, brannte noch immer auf ihren Wangen. Ihre Stimme aber hatte einen seltsam veränderten, gepreßten Klang, als sie sagte: „Nein, ich will Sie nicht kränken. Und obwohl ich weiß, daß Sie nicht tun werden, was ich Ihnen zumute, will ich Ihrem Verlangen entsprechen. Wenn Sie mir beweisen wollen, daß Sie — daß Sie mir gut sind, müssen Sie mich jetzt dahin begleiten, wohin ich Sie führen werde. Sie müssen dort alles tun, was ich von Ihnen erbitte, und müssen mir feierlich geloben, weder zu mir noch zu irgend einem anderen Menschen jemals von dem zu sprechen, was in dieser Nacht geschehen ist.“

Hätten nicht ihr Aussehen und ihr ganzes Verhalten jeden derartigen Verdacht ausgeschlossen, so würde er geglaubt haben, daß sie sich einen Scherz mit ihm machen wolle; jetzt aber wirkte ihre Erklärung auf ihn als eine so gewaltige Überraschung, daß er nicht sogleich das rechte Wort für die Entgegnung fand, und daß die Deutung wohl begreiflich war, die Ilse Frobenius seinem Baudern gab.

„Bemühen Sie sich nicht, eine artige Ausflucht zu

finden," fuhr sie nach kaum sekundenlangem Warten mit bitterem Ausdruck fort. „Ich habe es nicht anders erwartet, und ich —“

Aber weiter ließ er sie nicht sprechen. „Was haben Sie nicht anders erwartet, Ilse? Vielleicht, daß ich Bedenken tragen würde, Ihrem Wunsche zu willfahren? Nun denn, solche Bedenken habe ich in der That. Aber nicht meinetwegen, sondern um Ihetwillen. Wie dürften wir daran denken, ohne Vorwissen Ihres hier anwesenden Herrn Vaters gemeinsam dies Fest zu verlassen? Die Folgen, die daraus für Sie entstehen könnten, sind ja ganz unabsehbar.“

„Und Sie fürchten zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn es herauskäme? Ja — eine Bürgschaft dafür, daß das nicht möglicherweise geschähe, könnte ich freilich nicht übernehmen.“

Ihre Rede und ihr Benehmen wurden für Malfen immer rätselhafter. Er kannte die Tochter des pensionierten Obersten Frobenius, in dessen Hause er seit einigen Monaten öfters verkehrte, bisher nur als eine wohlherzogene junge Dame, die sich vielleicht mitunter von ihrem lebhaften Temperament zu kleinen Unüberlegtheiten hinreißen ließ, die er aber eines wirklichen Verstoßes nimmermehr fähig gehalten hätte. Gerade ihre lebenswürdige Mädchenhaftigkeit und die herzwinnende Anmut, die ihrem Wesen in jeder Stimmung eigentümlich blieb, hatten in dem Dreißigjährigen, dem die Frauen durchaus keine neue Offenbarung mehr bedeuteten, eine so tiefe und echte Neigung erwachsen lassen. Die Aufregung, in der er sie jetzt sah, die sonderbare Gereiztheit, die ihr so harte Worte eingab, brachten in das holde Bild plötzlich einen fremden, unschönen Zug, der ihn peinlich und schmerzlich berührte.



Aber seine Entschlossenheit, ihr beizustehen, soweit Ehre und Gewissen es ihm gestatteten, wurde dadurch nicht für einen einzigen Augenblick erschüttert, und als hätte er ihren tränkenden Zweifel an seinem persönlichen Mute völlig überhört, fragte er: „Unsere Abwesenheit würde nur kurze Zeit zu wahren brauchen — nicht wahr? Der Ort, an den Sie mich führen wollen, ist nicht weit von hier entfernt?“

„Nein. Und Sie kennen ihn sehr gut. Es ist meines Vaters Villa.“

Wie eine schwere Last fiel es ihm vom Herzen. „Das ist allerdings etwas anderes. Aber ist es wirklich durchaus notwendig, dem Herrn Obersten ein Geheimnis daraus zu machen?“

„Er wäre der letzte aller Menschen, der etwas von meinem Vorhaben erfahren dürfte. Die Sache ist auch nicht so harmlos, als sollten Sie mich begleiten, um ein vergessenes Taschentuch zu holen. Weil weder die Hausdame noch die Dienstboten etwas merken dürfen, könnte ich nicht daran denken, auf dem gewöhnlichen Wege in die Villa zu gelangen, denn ich habe keinen Schlüssel und müßte die Mädchen wacklingeln. Ich werde also genötigt sein, durch ein Parterrefenster einzusteigen, und weil ich das ohne fremden Beistand nicht vermöchte, sollen Sie mir eben helfen.“

Malsen hütete sich wohl, seinem wachsenden Befremden Ausdruck zu geben, denn nach der ganzen Art ihres Auftretens hätte er fürchten müssen, sie damit für immer zu erzürnen. „Gut,“ sagte er. „Ich bin zu allem bereit. Da ich mir aber von der Ausführbarkeit des Planes noch keine rechte Vorstellung machen kann, erwarte ich Ihre Befehle. Halten Sie es für möglich, daß wir uns unbemerkt von hier entfernen und unbemerkt zurückgelangen können?“

„Sie sehen doch, daß sich auch jetzt niemand um uns kümmert. Natürlich werden wir nicht zusammen fortgehen, sondern Sie werden zuerst ausbrechen und mich irgendwo in der Nähe, vielleicht an dem Riosk auf der Esplanade, erwarten. Ebenso werden wir es dann auch mit der Rückkehr halten.“

„Und wenn der Herr Oberst Sie inzwischen vermißt? Wenn man nach Ihnen sucht?“

„Mein Vater sitzt beim Whist, und er ist ein so eifriger Spieler, daß er sich vor dem letzten Robber meiner kaum erinnern wird. Sollte das aber doch der Fall sein, so wird er, falls er mich im Saal nicht erblickt, annehmen, ich befände mich gleich so vielen anderen irgendwo im Park. Außerdem können wir recht gut in einer halben Stunde zurück sein, und der allgemeine Ausbruch wird sicherlich nicht vor Ablauf von zwei oder drei Stunden erfolgen.“

Sie war gegen jeden Einwurf gerüstet, und der Assessor sah an dem Beben ihres Körpers, daß sie mit leidenschaftlicher Ungeduld auf den Augenblick der Ausführung wartete. Seine Bedenken gegen die Verwirklichung ihrer unbegreiflich tollen Idee hatten sich gewiß nicht vermindert, aber seine Verliebtheit raubte ihm den Mut zu weiterem Widerspruch. Daß es sich nur um einen im Grunde ganz unschuldigen Streich handeln könne, galt ihm ja trotz ihrer merkwürdigen Erregtheit als sicher. Und wenn das Äußerste eintrat, wenn ihr gemeinschaftlicher Streich entdeckt wurde, hoffte er den Born, des als sehr aufbrausend gefürchteten Obersten durch eine offene Bewerbung um Illes Hand zu entwaffnen.

Sie trafen hastig ihre letzten kurzen Verabredungen. Er sollte seinen Überrock aus der Garderobe holen und sich entfernen; nach Verlauf von etwa zehn Minuten

wollte sie dann daselbe tun und an dem Riosk mit ihm zusammentreffen. Von dort bis zur Villa des Obersten war es nicht mehr weit, und da die zwölfte Stunde bereits vorüber war, hatten sie in den nächtlich stillen Straßen eine unliebsame Begegnung kaum zu fürchten.

Hastig hatte sich Malfen verabschiedet, und eilig schritt er durch den Saal, um in die Garderobe zu gelangen, als er zu seinem Ärger von einer weiblichen Stimme angerufen wurde. So vernehmlich war dicht hinter ihm sein Name laut geworden, daß er sich nicht ohne die größte Ungezogenheit hätte taub stellen können; aber die Miene, mit der er sich vor der Rufenden verneigte, war nicht eben von der verbindlichsten und liebenswürdigsten Art.

„Gnädige Frau wünschen?“ fragte er kurz.

„Man muß Sie wohl mit Gewalt festhalten, wenn man den Wunsch hat, Ihnen guten Abend zu wünschen,“ sagte die Dame mit einem süßlichen Lächeln. „Bis jetzt waren Sie ja beständig viel zu sehr in Anspruch genommen, um uns zu bemerken.“

Das „uns“ hatte er offenbar zur Hälfte auf das junge Mädchen zu beziehen, das neben der Dame saß und sich den Anschein gab, hinter ihrem großen Federnfächer nichts von der Unterhaltung zu bemerken. Sie war wohl um einige Jahre älter als Ilse Frobenius und von stattlicher, imponierender Erscheinung. Der Assessor verspürte eine leichte Gewissensunruhe, denn bis zum Beginn seiner Bekanntschaft mit Ilse hatte er der Tochter der verwitweten Präsidentin ziemlich eifrig den Hof gemacht und hatte mehr als einen Beweis dafür erhalten, daß Fräulein Herta Steinsdorff seine Huldigungen recht gern entgegennahm. Daß er als der Besitzer beträchtlichen Vermögens ein allerorten freudig begrüßter Heiratskandidat war, wußte er ja

ohnedies, und er hegte keinen Zweifel, daß die liebenswürdige Begrüßung nichts anderes bedeutete als den Versuch einer Wiederanknüpfung der während der letzten Monate fast ganz abgerissenen Beziehungen.

Aber seine Verpflichtung gegen Ilse beraubte ihn jeder Möglichkeit, für den Augenblick auch nur zum Schein auf die freundlichen Bemühungen einzugehen. Wohl machte er Fräulein Herta seine pflichtschuldige Verbeugung und sagte ihr ein paar artige Worte; aber er beeilte sich, hinzuzufügen, daß er um einer dringenden Abrede willen eben im Begriff sei, das Fest zu verlassen.

Fräulein Herta machte ein gekränktes Gesicht, die Präsidentin aber war augenscheinlich nicht gesonnen, ihn so leichten Kaufes davontommen zu lassen. „Auch wir gedachten nur noch kurze Zeit zu bleiben,“ erklärte sie, „und es wäre recht hübsch gewesen, wenn wir den Heimweg hätten zusammen machen können. Ich hörte ja von meinem Vetter, dem Regierungspräsidenten, daß wir ohnehin mit der Möglichkeit rechnen müssen, Sie bald zu verlieren.“

„Meine Ernennung zum Landrat steht allerdings unmittelbar bevor, aber ich werde selbstverständlich nicht versäumen, den Damen meine Aufwartung zu machen, bevor ich die Stadt verlasse. Für den heutigen Abend muß ich mich freilich zu meinem lebhaften Bedauern beurlauben, denn die Dringlichkeit meiner Abrede duldet nicht mehr den kleinsten Aufschub.“

Er küßte der beleidigt dreinschauenden Präsidentin die Hand, verbeugte sich noch einmal gegen Fräulein Herta und eilte mit langen Schritten davon. Daß er es mit den beiden für immer verdorben hatte, war ihm außer Zweifel; aber es ging ihm nicht allzu nahe, denn alle seine Gedanken waren bei Ilse und bei dem

geheimnisvollen Vorhaben, für das er ihr seine Unterstützung leihen sollte.

Ohne noch einmal aufgehalten zu werden, gelangte er aus dem Gesellschaftshause, und kaum zwei Minuten nachdem er den Kiosk an der Esplanade erreicht hatte, sah er die in einen grauen Seidenmantel gehüllte Gestalt des geliebten Mädchens auf sich zukommen. Sie hatte einen floedigen Theaterschal über den Kopf geworfen, so daß von ihrem Gesicht nicht viel zu sehen war, und die vom Vollmond ziemlich hell beleuchteten Straßen waren, wie Malsen es erwartet hatte, ganz menschenleer.

„Ich danke Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben,“ flüsterte sie, als sie ihn erreicht hatte. „Aber reichen Sie mir, bitte, nicht Ihren Arm. Lassen Sie uns eilen. Die vordere Gartentür ist verschlossen, aber an der hinteren Seite befindet sich noch eine Gittertür, die wir benützen können. Wenn ich vorausgehe, haben Sie auch von dem Hunde nichts zu fürchten. Ich bin sicher, daß er nicht einmal anschlagen wird.“

Malsen wußte nichts zu erwidern, denn er fühlte sich nicht berechtigt, eine Aufklärung zu verlangen, die ihm nicht aus freien Stücken gegeben wurde, und so legten sie schweigend den kurzen Weg bis zu der von einem großen, wohlgepflegten Garten umgebenen Villa des Obersten Frobenius zurück. Das Pfortchen, von dem Ilse gesprochen hatte, war in der That nur eingeklinkt, und auch ihre Vermutung in bezug auf die dänische Dogge, die den nächtlichen Wacht dienst versah, erwies sich als richtig. Der Hund sprang ihr freudig winselnd entgegen, und wenn er auch beim Anblick ihres Begleiters leise knurrte, so genügte doch ein schmeichelnder Zuruf seiner jungen Herrin, ihn zum Schweigen zu bringen.

Die Villa war in Dunkelheit gehüllt mit Ausnahme zweier, von der Straße abgekehrter Fenster im unteren Stockwerk, von denen eines halb geöffnet war und hinter denen man die elektrischen Lampen des Kronleuchters brennen sah. Malsen wußte von seinen Besuchen her, daß diese Fenster zum Arbeitszimmer des Obersten gehörten.

Ilse flüsterte ihm mit gedämpfter Stimme zu: „Mein Vater liebt es nicht, daß sein Zimmer dunkel ist, wenn er es bei der Heimkehr betritt, und er schließt niemals die Fensterläden, weil er bei der Zuverlässigkeit Neros nichts von Dieben fürchtet. Der Weg durch dies Fenster ist der einzige, der mir offen steht. Wollen Sie mir hinaufhelfen?“

Ohne den Beistand eines hochgewachsenen und sehr kräftigen Mannes hätte sie das allerdings niemals fertig bringen können, denn das Gesims des Fensters lag sehr hoch über dem Boden, und es gab weder ein Spalier noch sonst ein Hilfsmittel, das das Hinaufklettern erleichtert hätte. Auch so blieb es immer noch eine ziemlich schwierige Aufgabe, für deren glückliche Lösung es all der jugendlichen Gewandtheit und Elastizität des sportgeübten Offizierstöchterchens bedurfte.

Malsen fühlte sich trotz des Unbehagens der seltsamen Situation von einem beseligenden Glücksgefühl durchschauert, als er die geschmeidige Gestalt in seinen starken Armen emporhob und für einen Augenblick ihre Füße auf seinen Schultern fühlte.

In der nächsten Minute hatte sie sich bereits über die Brüstung geschwungen. Die hinter ihr wieder zusammenfallenden Gardinen entzogen dem Assessor sogleich ihren Anblick, und kein Laut verriet ihm etwas von ihrem weiteren Beginnen.

Minute auf Minute verrann, ohne daß sie wieder

erschienen wäre, und die Zeit des Wartens dehnte sich dem jungen Manne schier zur Unendlichkeit.

Endlich sah er eine Bewegung der Gardine und gleich darauf über der Fensterbrüstung die Silhouette der teuren Gestalt.

„Bitte, treten Sie beiseite,“ klang es herab. „Ich kann ohne Gefahr hinunterspringen.“

Er gab sich den Anschein, ihrer Weisung zu gehorchen, aber er hielt sich bereit, und als sie nun wirklich den Sprung wagte, fing er sie mit der Geschicklichkeit des muskelgestählten Turners in seinen Armen auf. Er hörte, wie rasch und schwer ihr Atem ging, und er fühlte den beängstigend stürmischen Schlag ihres Herzens. Der Schal, der ihren Kopf umhüllte, hatte sich verschoben, und der helle Mondschein fiel voll auf das feine Gesicht, das ihm jetzt so nahe war.

Vielleicht war es nur die eigenartige Beleuchtung, die es so erschreckend bleich erscheinen ließ; aber wenn auch diese marmorne Blässe eine Täuschung gewesen wäre, der Ausdruck tiefen Kummers, das Zucken eines grausamen Schmerzes in ihren Zügen waren sicherlich keine durch das gespenstische Mondlicht hervorgerufene Einbildung.

Während sie noch wie in völliger Entkräftung an seiner Brust ruhte, fragte Malsen, alle Vorsicht vergebend, aus der Herzensangst seiner leidenschaftlichen Liebe heraus: „Was ist Ihnen? Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's! Ich sehe ja, wie Sie leiden.“

„Nicht hier!“ hauchte sie zurück, indem sie sich aus seinen Armen freimachte. „Wir dürfen uns nicht länger aufhalten!“

Diesmal sträubte sie sich nicht, als er ihr den Arm bot, und sie verließen den Garten auf demselben Wege, den sie gekommen waren.

Als sie sich ein paar hundert Schritte von der Villa entfernt hatten, zog Ilse wie in einem plötzlichen Entschlusse ihre Hand zurück und hob das Gesicht zu ihrem Begleiter. „Ich möchte Sie etwas fragen, Herr v. Massen. Glauben Sie, daß es hier in der Stadt jemand gibt, der mir, ohne mich an meinen Vater zu verraten, sofort zweitausend Mark leihen würde? Ich könnte sie allerdings erst am Tage meiner Volljährigkeit zurückerstatten, wo ich die freie Verfügung über mein mütterliches Erbe erhalte.“

Der Assessor hatte eine Empfindung, als ob er mit eiskaltem Wasser überschüttet würde. Aber er wußte sich zu beherrschen, und in seiner Erwiderung verriet sich nichts von dem, was in ihm vorging. „Gewiß gibt es jemand, Fräulein Ilse. Der Betrag steht Ihnen in jedem beliebigen Augenblick zur Verfügung, und ich bin Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens zu tiefstem Danke verpflichtet.“

Sie konnte nichts anderes erwartet haben, als daß er, der reiche Mann, ihr das Geld anbieten würde, und sie zeigte denn auch nicht die mindeste Überraschung, als sie sagte: „Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie mir helfen wollten. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wozu ich die Summe brauche.“

„Es wäre mir selbstverständlich nie in den Sinn gekommen, Sie danach zu fragen.“

„Auch muß ich mich darauf verlassen können, daß Sie das Geld seinerzeit ohne weiteres zurücknehmen. Und Sie müssen mir erlauben, Ihnen die üblichen Zinsen zu zahlen.“

„Sie werden das ganz nach Ihrem Belieben halten. — Wann und auf welchem Wege darf ich mir erlauben, Ihnen den Betrag zu übermitteln?“

„Ich müßte ihn spätestens morgen in den ersten



Vormittagsstunden haben. Am liebsten wäre es mir ja gewesen, wenn ich ihn noch in dieser Nacht erhalten hätte.“

„Es kann auf der Stelle geschehen, wenn Sie es so wünschen, denn ich habe zufällig so viel bei mir.“

Mit der naiven Hast eines Kindes, das gar nicht schnell genug in den Besitz einer verheißenen Gabe gelangen kann, streckte Ilse die Hand aus.

„Ach ja, geben Sie es mir, bitte, sogleich! Einen Schuldschein kann ich Ihnen freilich hier auf der Straße nicht ausstellen. Aber ich werde Ihnen morgen einen schicken.“

„Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß dergleichen unter Freunden nicht üblich ist. Und wenn ich auch nicht ganz sicher bin, ob ich Ihnen in diesem Augenblick wirklich einen Freundschaftsdienst erweise —“

„O doch,“ fiel sie ihm ins Wort, „den größten und wertvollsten, den mir ein Mensch zu leisten vermöchte. Ich werde niemals aufhören, Ihnen dafür zu danken.“

Das Wort, das ihn noch vor einer Viertelstunde hoch beglückt haben würde, tat ihm jetzt beinahe wehe, und er brachte es nicht über sich, etwas darauf zu erwidern. Er hatte die beiden braunen Scheine, die er seiner Brieftasche entnommen, in Ilse's Hand gelegt, und sie riß hastig den Mantel auf, um sie in dem Ausschnitt ihres Gesellschaftskleides unterzubringen.

Nun reichte sie dem Assessor die Rechte. „Sie haben sehr edel und großmütig an mir gehandelt. Bitte, verzeihen Sie mir, wenn meine Worte vorhin im Park etwas Verletzendes für Sie gehabt haben sollten. In meiner damaligen Gemütsverfassung wußte ich wohl kaum, was ich sprach.“

Ihre Rede klang nicht eigentlich, als ob sie sich jetzt in wesentlich besserer Stimmung befände, ihre Stimme

war völlig heifer geworden, und die kleine Hand, die Malsen in der seinigen hielt, brannte wie im Fieber.

„Es ist mir niemals eingefallen, Ihnen zu zürnen,“ versicherte er.

Wenn Ilse Frobenius ein feines Ohr hatte, mußte sie vernehmen, daß dies nicht mehr derselbe Ton war, in dem er vorhin zu ihr gesprochen. Sie ließ aber nicht erkennen, ob sie die Veränderung bemerkt hatte. Noch ein paar hundert Schritte weit ging sie stumm an seiner Seite, dann bat sie ihn, sie den kurzen Rest des Weges allein machen zu lassen.

„Gute Nacht, Fräulein Ilse!“ sagte er, indem er sich herabbeugte, um ihre Fingerspitzen zu küssen. „Ich hoffe, daß der Schluß des Festes noch ein recht vergnüglicher für Sie werde.“

„Ja, soll ich Sie denn nicht mehr sehen? Sie wollen nicht wiederkommen?“

„Mit Ihrer gnädigen Erlaubnis — nein! — Ich bin müde, und vielleicht ist es auch in Ihrem Interesse besser, wenn man mich nicht mehr auf dem Feste sieht.“

Sie zögerte, und eine tiefe Traurigkeit war in dem Blick, mit dem sie zu ihm aufsaß. Dann aber sagte sie tonlos: „Gute Nacht, Herr v. Malsen!“

Eilenden Fußes bog sie in die Nebenstraße ein, die dem Gesellschaftshause zuführte.

Der Assessor aber schritt um so langsamer seiner Wohnung zu. Er war sehr ernst, denn er hatte soeben einen der holdesten und lieblichsten Träume seines Lebens mit einem gar häßlichen Erwachen enden sehen und hatte eine seiner beglückendsten Hoffnungen begraben. Daß sich dies reizende Mädchen, dem noch vor kurzem all seine Liebe gehört hatte, auf einem verhängnisvollen Irrwege befand, konnte ja nach dem, was er soeben erlebt hatte, für ihn keinem Zweifel unterliegen.

Und wenn er auch nicht bereute, ihr in der Schwachheit des Verliebten behilflich gewesen zu sein, so war doch sein Ehrgefühl zu fein ausgebildet und zu unbestechlich, als daß er jetzt noch hätte an die Verbindung mit einem Wesen denken können, das solche Geheimnisse hatte und sich auf so bedenkliche nächtliche Abenteuer mit einem jungen Manne einließ.

Sein Entschluß war unerschütterlich, aber an der Grausamkeit des Schmerzes, der seine Seele zerriß, konnte er die Tiefe und Innigkeit der Zuneigung ermessen, die er für die unglückliche Ilse Frobenius gehegt.

---

Drei Tage später fragte ein Bekannter, mit dem Malsen bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße ins Gespräch gekommen war, beiläufig: „Was sagen Sie zu der armen kleinen Frobenius? Es heißt ja, daß es sehr schlecht um sie stände.“

Malsen fuhr sich unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, denn er hatte da einen heftigen körperlichen Schmerz gefühlt wie von dem Stich einer glühenden Nadel. „Um Gottes willen — ich weiß von gar nichts. Ist sie denn krank?“

„Sehr sogar! Sie hat sich auf dem Sommerfest eine schwere Lungenentzündung geholt.“

Der Assessor fühlte sich außerstande, das Gespräch fortzusetzen. In seinem Kopfe wirbelte es, und seine Brust war wie von einem eisernen Ringe zusammengepreßt. Außerstande, die fürchterliche Ungewißheit zu ertragen, begab er sich unverzüglich nach der Villa Frobenius und ließ sich bei dem Obersten melden. Aber das Mädchen, dem er seine Karte gegeben, kam mit dem Bescheid zurück, der Herr Oberst bedaure, in diesen Tagen keinen Besuch empfangen zu können.

„Der gnädige Herr ist ganz verzweifelt,“ fügte sie, als sie die verstörte Miene des Assessors sah, hinzu. „Außer mit dem Arzt und der Schwester spricht er kaum mit einem Menschen. Erst jetzt sieht man, wie sehr er an dem gnädigen Fräulein hängt.“

„Es geht doch wieder besser — nicht wahr?“

„Ich glaube nicht, Herr Assessor. Die Schwester spricht von einer Krisis, die abgewartet werden müßte. Aber wer weiß, ob das gnädige Fräulein es überhaupt durchhält. Am Morgen nach dem Fest war sie schon sehr krank. Man konnte es ihr ja ansehen, und die Jungfer sagt, daß sie schon da Blut gehustet habe. Aber trotzdem, und obwohl es sehr windig geworden war, ist sie noch einmal ausgegangen. Dadurch ist es dann wohl so schlimm geworden. Als sie wiederkam, mußte sie sich sofort legen und fing auch gleich an zu phantasieren. Damit geht es nun immer so fort.“

Malsen verließ die Villa noch unglücklicher, als er sie betreten hatte. Die seit Tagen mit der ganzen Kraft seines Willens bekämpfte Leidenschaft für Ilse war unter der Wirkung der Schreckenskunde mit verdoppelter Glut aufgeflammt. Die Angst um ihr Leben ließ ihn die grausamsten Qualen erdulden, und dazu peinigte ihn unaufhörlich die Vorstellung, daß er mitschuldig sein könnte an der Ursache ihrer Erkrankung, oder daß er doch wenigstens die Anfänge dieser Erkrankung hätte bemerken müssen, die ja ganz unzweifelhaft schon vorhanden gewesen waren, als er jenes nächtliche Abenteuer mit ihr durchlebt hatte. Er begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß er ihre Aufregung, ihr Herzklopfen, ihre Fieberhize nicht sofort als bedrohliche Symptome gedeutet hatte, und er quälte sich mit Vorwürfen, weil er nichts getan hatte, um sie vor weiteren Unvorsichtigkeiten zu bewahren. Schließlich

suchte er sich einzureden, daß alle die Vorgänge jener Festnacht vielleicht durch ihren krankhaften Zustand veranlaßt worden seien, daß sie bereits unter dem Zwange von Fieberphantasien gehandelt habe; aber bei ruhiger Überlegung mußte er sich freilich sagen, daß ihre Reden dafür denn doch zu vernünftig, ihre Handlungen zu logisch und überlegt gewesen waren. Wenn zwischen ihrer Erkrankung und jenen Ereignissen überhaupt ein Zusammenhang bestand, so ließ sich nur annehmen, daß der Ausbruch der Krankheit durch die seelischen Erschütterungen beschleunigt worden war, und das traurige Geheimnis, das sie nach seinem Empfinden für immer von ihm trennte, wurde damit seiner Enthüllung nicht näher gebracht.

Zu untätigem Abwarten verurteilt, mußte er sich begnügen, Tag für Tag seine Erkundigungen nach Ilse's Befinden einzuziehen, und er mußte es überdies auf allerlei Umwegen tun, da seine gesellschaftlichen Beziehungen zu dem Obersten nicht intim genug waren, um ein tägliches persönliches Vorsprechen in der Villa zu rechtfertigen.

Was er in Erfahrung brachte, klang fortgesetzt wenig ermutigend. Es war kein Zweifel, daß die Krankheit in ihrer schwersten Form auftrat, und schon der Umstand, daß ein berühmter Kliniker aus der Hauptstadt berufen worden war, ließ auf eine sehr ernste Wendung schließen.

Es war am Nachmittag des neunten Tages nach dem ungelungen Museumsfeste, als sein Diener dem Assessor die Karte eines Besuchers überbrachte. „Erwin Frobenius“ war darauf zu lesen, und Malsen konnte nicht zweifeln, daß der Herr, der ihn da zu sprechen wünschte, der ihm persönlich bisher unbekannte Bruder Ilse's sei, der auf einer auswärtigen Universität im

vierten oder fünften Semester studierte. In begreiflicher Spannung sah er seinem Eintritt entgegen, denn er begriff nicht, was diesen Besuch veranlaßt haben konnte.

Der etwa zweiundzwanzigjährige junge Mann, der ihm eine Minute später gegenüberstand, war seiner Schwester auffallend ähnlich, sein Gesicht aber trug in diesem Augenblick den Ausdruck eines tiefen, fast finsternen Ernstes, und schon die gemessene Art der Begrüßung ließ keinen Zweifel, daß er in anderer als freundlicher Absicht gekommen war.

Er lehnte die Einladung zum Niedersitzen mit stummer Geste ab und griff in die Brusttasche seines Rockes. „Ich bin, wie Sie vielleicht schon erraten haben, der Sohn des Obersten Frobenius,“ sagte er, „und ich bin gestern aus Bonn hier eingetroffen, weil mein Vater es mit Rücksicht auf die schwere Erkrankung meiner Schwester so wünschte. Am heutigen Vormittag erhielt ich von einem unbekanntem Absender diesen Brief, von dessen Inhalt ich Kenntniss zu nehmen bitte, und auf den ich eine Äußerung oder Erklärung von Ihnen erwarte.“

Er reichte Malsen das Blatt, das mit offenbar verstellter Handschrift, aber ohne allen Zweifel von einer weiblichen Hand geschrieben war.

Der Assessor trat an das Fenster und las. Es war eine der niederträchtigsten anonymen Denunziationen, die ihm je vor Augen gekommen waren. Eine angebliche Freundin des Fräulein Ilse Frobenius teilte ihrem Bruder mit, daß er sich über die Ursache der plötzlichen Erkrankung seiner Schwester nirgends besser Auskunft holen könne als bei dem Assessor v. Malsen, in dessen Begleitung sie nach Mitternacht das Fest der Museums-gesellschaft heimlich verlassen habe, und in

dessen Gesellschaft sie eine halbe Stunde später auf der Straße — und zwar nahe bei der Wohnung des Herrn v. Malsen — gesehen worden sei. Eine Personenverwechslung sei ganz ausgeschlossen, und er werde ja wahrscheinlich wissen, was er unter solchen Umständen zu tun habe.

Malsen zerbrach sich nicht lange den Kopf darüber, wer die Schreiberin des infamen Briefes gewesen sein könne, sondern benützte die kurze Überlegungsfrist, die ihm während der Lektüre vergönnt war, um mit sich selber ins reine zu kommen.

Das Ergebnis seines Nachdenkens konnte kein anderes sein als die Gewißheit, daß er Ilse unter keinen Umständen preisgeben dürfe.

Mit erheuchelter Gelassenheit wandte er sich dem Besucher wieder zu und reichte ihm das Blatt zurück. „Ich bedaure, daß Sie einer derartigen feigen Verleumdung Gewicht beilegen konnten,“ sagte er ruhig. „Wollen Sie mir gefälligst mitteilen, welche Art von Erklärung Sie von mir verlangen?“

„Die Erklärung, daß der Inhalt dieses Briefes eine Lüge ist, sofern Ehre und Gewissen Ihnen gestatten, mich dessen zu versichern.“

„Eine Lüge? Nicht durchaus. Ich bin in der Tat zu der angegebenen Zeit mit einer Dame durch die Straßen gegangen. Aber diese Dame war nicht Ihre Schwester.“

„Sie erklären mir das auf Ihr Ehrenwort, Herr Assessor v. Malsen?“

„Auf mein Ehrenwort, Herr Frobenius.“

Der Student verbeugte sich. „Damit ist die Sache in der Tat erledigt, und ich habe mich nur noch wegen der Belästigung zu entschuldigen. Wenn sich die nichtswürdige Verleumdung offen hervorwagen sollte, werde

ich ja nunmehr in der Lage sein, ihr entgegenzutreten.“

Er wandte sich zum Gehen, und Massen hatte nicht den Mut, ihn nach dem Befinden seiner Schwester zu fragen. Er hatte mit vollem Bewußtsein jene Unwahrheit mit seinem Ehrenwort bekräftigt, und er hatte es getan, ohne zu zaudern und ohne mit der Wimper zu zucken; aber der furchtbare Sturm, den er damit in seinem Innern heraufbeschworen hatte, machte es ihm sehr schwer, seine Haltung zu bewahren.

Fast in demselben Augenblick, da sich die Thür des Zimmers hinter dem Studenten geschlossen hatte, ließ er sich schwer in seinen Schreibstisch fallen und preßte beide Fäuste gegen die ungestüm pochenden Schläfen. Er bereute nichts, denn er hatte nicht anders handeln können und würde in derselben Lage noch hundertmal das nämliche getan haben; aber so wie er sich über die Notwendigkeit seiner Erklärung nicht im Zweifel befand, so war er sich auch vollkommen klar über ihre unausweichlichen Folgen. Das Gesetz der Ehre war für ihn so unverbrüchlich, daß er in diesem Augenblick sich selber ausstieß aus der Gemeinschaft der anständigen Leute. Vor zehn Minuten noch war er ein freier Mann gewesen, ein Mann voll ehrgeiziger Zukunftshoffnungen und in seiner eigenen Schätzung würdig der höchsten Ehren, die dem Staatsdiener als Ziel seines Strebens winkten. Jetzt war er von alledem nichts mehr. Auch das erbärmlichste Subjekt würde ja fortan berechtigt sein, ihm ins Gesicht zu rufen: „Das ist der Edelmann, der sein Ehrenwort verpfändet hat für eine Lüge!“ Und wenn niemals ein lebendes Wesen davon erfuhr, einer war doch da, der es ihm immer und immer wieder zurufen würde, einer, dem



er nicht entrinnen und den er nicht zum Schweigen bringen konnte — er selbst!

Er war niemals der Mann der halben Entschlüsse und der kleinmütigen Zugeständnisse an sich selbst gewesen. Bis tief in die Nacht hinein saß er am Schreibtisch, um in einem mit Gesundheitsrücksichten und mit der Absicht einer Weltreise begründeten Gesuch um Entlassung aus dem Staatsdienst zu bitten und um eine Reihe anderer Dispositionen für die Durchführung seines plötzlich so ganz veränderten Lebensplanes zu treffen.

Als er sich beim Morgengrauen aus dem Schreibessel erhob, war nicht mehr der kleinste Rest von Bitterkeit und Groll, sondern nur noch eine tiefe, müde Traurigkeit in seiner Seele. Und diese Traurigkeit galt nicht seinen zerstörten Hoffnungen, sondern einzig dem ungewissen Schicksal des armen jungen Wesens, für das er unbedenklich zu noch schwereren Opfern bereit gewesen wäre, wenn er ihm damit Gesundheit und Lebensglück hätte zurückgewinnen können.

---

Die gefürchtete Krisis in Ilse's Krankheit war glücklich überstanden, und zum ersten Male hatte der Arzt in zuversichtlichem Tone die Hoffnung auf volle Wiederherstellung ausgesprochen.

Ilse war noch sehr schwach, lag fast immer im Halbschlummer und zeigte wenig Theilnahme für ihre Umgebung. Nicht einmal das Erscheinen des Bruders, an dem sie seit frühester Kindheit mit einer zwischen Geschwistern nicht eben häufigen, beinahe schwärmerischen Liebe hing, hatte sie aus dieser Apathie zu reißen vermocht. Ein flüchtiges, kaum merkliches Lächeln nur war über ihr schmales Gesicht gegangen,

als er gestern in mühsam beherrschter Bewegung an ihr Lager getreten war, und sie hatte ihm ihre ganz durchsichtig gewordene Hand überlassen, ohne den zärtlichen Druck der seinen zu erwidern.

Man hatte ihm am ersten Tage nicht gestattet, längere Zeit in dem Krankenzimmer zu verweilen, heute aber, da die Lebensgefahr endlich als beseitigt gelten konnte, hatte der Arzt nichts mehr gegen die Erfüllung seiner dringenden Bitte eingewendet, zusammen mit der Pflegerin die Nacht bei seiner Schwester durchwachen zu dürfen. Sie war ja von jeher die einzige Vertraute all seiner Pläne und Hoffnungen, all seiner Freuden und Kummernisse gewesen; sie war für ihn der verkörperte Inbegriff von Reinheit und Herzensgüte, und der heute an ihn gelangte anonyme Brief hatte ihn deshalb in eine Erregung versetzt, die vor Malsen zu verbergen ihm nur eine in ausgezeichnete Erziehung gewonnene Selbstzucht ermöglicht hatte. Jetzt, da ihm Malsens Ehrenwort die beruhigende Gewißheit verschafft hatte, daß es sich nur um schändliche Verleumdung handle, richtete sich die ganze Fülle seines Zornes nur noch gegen den Urheber oder die Urheberin der infamen Denunziation, und er war fest entschlossen, nicht zu ruhen, bis er sich volle Genugthuung für die beleidigte Ehre der geliebten Schwester verschafft habe. Sie selber aber sollte niemals etwas davon ahnen, daß die niedrigste Verdächtigung sich an das Heiligtum ihrer Unschuld gewagt hatte.

Während der Groll über die ungeheure und leider noch ungesühnte Niedertracht beständig an seinem Herzen nagte, setzte er in dem stillen Krankenzimmer seine heiterste und zufriedenste Miene auf, um der Möglichkeit willen, daß ein Blick der Erwachenden sein Gesicht streifen könnte.

Bald nach Mitternacht erwachte Ilse. Sie hatte beinahe den ganzen Tag in ruhigem Schlummer verbracht, und zum ersten Male hatten ihre Augen jetzt die klare Helligkeit der beginnenden Genesung. Sie sah ihren über ein Buch gebeugten Bruder, und sie sah, daß die stark erschöpfte Schwester am anderen Ende des Zimmers in ihrem weichen Lehnstuhl sanft entschlummert war.

Da machte sie eine Bewegung, die die Aufmerksamkeit des jungen Mannes erregen mußte, und im nächsten Augenblick, wie sie es nicht anders erwartet hatte, war er an ihrer Seite.

„Ilse, mein geliebtes Schwesterchen, hast du einen Wunsch?“

Bärtlich lächelte sie ihm zu. „Nein, Erwin. Aber ich freue mich sehr, dich zu sehen, und ich bin so glücklich, daß die Krankheit erst ausbrach, als alles erledigt war. Ach, du kannst ja nicht ahnen, was ich an jenem Tage und in jener schrecklichen Nacht um dich gelitten habe.“

„Regt es dich nicht zu sehr auf, jetzt von diesen Dingen zu sprechen?“

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte: „Nein — ich fühle mich ganz wohl. Wir müssen die Gelegenheit benützen, wo die Schwester schläft. Wer weiß, wann wir wieder unbelauscht sind. Als ich dir gleichzeitig mit der telegraphischen Absendung des Geldes schrieb, daß ich es mir von der Sparkasse geholt hätte, habe ich dich belogen. Das Sparkassenbuch hat ja der Vater unter Verschuß, und ich würde auch gar nicht gewagt haben, es hinter seinem Rücken zu tun.“

„Aber woher hattest du es denn sonst?“

„Von einem Freunde, der noch viel mehr für mich getan hat als das. Damit du weißt, wie viel Dank

wir ihm schuldig sind, will ich es dir erzählen. Am Vormittag des Tages, an dem das Museumsfest sein sollte, erhielt ich deinen verzweifeltsten Brief mit dem Geständnis, daß du trotz deines gegebenen Wortes wieder gespielt und dir das Geld für die Bezahlung der Schuld geliehen hättest. Die Frist für die Rückzahlung war verstrichen, und dein Gläubiger hätte gedroht, sich an den Vater zu wenden. Ich wußte ebensogut als du, daß es eine furchtbare Katastrophe geben würde, wenn er diese Drohung ausführte, und ich kann dir nicht beschreiben, in welcher Todesangst ich während dieses entsetzlichen Tages herumliefe. Ich sah ja keine Möglichkeit, dir zu helfen, und jedesmal, wenn die Glocke anschlug, fürchtete ich, daß es der Postbote mit dem Briefe des unseligen Mengers sein könnte.“

In tiefer Zerknirschung beugte sich Erwin Frobenius über ihre Hand. „Meine arme, arme Ilse! Ich könnte mich zerreißen, wenn ich daran denke, welche Aufregung und welchen Kummer ich dir bereitet habe. Aber irgend einem Menschen mußte ich mich offenbaren, und du warst ja von jeher die einzige, der ich mein Herz ausschütten konnte.“

„Es war auch sehr gut, daß du es getan hast, denn sonst hätte ich in meiner Ahnungslosigkeit natürlich nicht daran gedacht, das Gräßliche zu verhüten. Ich wäre dem Feste so gerne ferngeblieben, denn ich fühlte mich auch körperlich schon recht schlecht. Aber ich weiß, daß der Vater es sehr gern besucht, und er wäre gewiß auch nicht hingegangen, wenn ich ihm von meinem Unwohlsein gesprochen hätte. Darum kleidete ich mich in der allertraurigsten Stimmung für die Gesellschaft an. Und gerade als ich fertig in Papas Arbeitszimmer trat, um ihn abzuholen, kam auch das

Mädchen mit der Abendpost herein. Ganz obenauf lag ein Geschäftsbrief mit dem Aufdruck ‚Paul Mengers‘, und du kannst dir wohl vorstellen, was in mir vorging, als ich ihn erblickte. Wenn der Vater ihn las, war alles für dich verloren, und ich hatte darum nur den einzigen Gedanken, es zu verhindern. Als er seine Hand nach den Postfächer ausstreckte, tat ich, als ob ich mich vor Ungeduld gar nicht mehr lassen könnte, und machte einige von den kindlichen Scherzen, die ihn immer zum Lachen bringen. Dann wollte ich durchaus nicht zugeben, daß er sich die gute Laune durch dumme oder ärgerliche Geschäftsbriefe verderben lasse. Die zu lesen, wäre auch später Zeit genug. Und ich hatte wirklich die Genugtuung, daß er für den Augenblick darauf verzichtete. Er ließ die Briefe uneröffnet auf dem Schreibtisch liegen und verließ mit mir das Zimmer. Ich hatte einen Aufschub erlangt, und wenn es auch zunächst nur eine Galgenfrist war, so gab ich doch die Hoffnung nicht auf, daß es mir auf irgend eine Weise gelingen würde, den verhängnisvollen Brief in meinen Besitz zu bringen, bevor Papa ihn gelesen. Nachher freilich wurde diese Hoffnung von Viertelstunde zu Viertelstunde geringer. Es gab ja nur eine einzige Möglichkeit. Ich mußte den Brief aus Papas Arbeitszimmer stehlen, bevor er heim kam. Du wirst mir zugeben, Erwin, daß die Ausführung dieses Diebstahls nicht so einfach war wie der Entschluß.“

„Du hast es also wirklich getan? Aber das ist ja ganz unmöglich.“

„Ohne fremde Hilfe hätte ich es niemals zustande gebracht. Aber ich sagte dir ja schon, daß ich das Glück hatte, einen opfermutigen Freund zu finden. Ohne daß ich ihm sagen mußte, um was es sich handle,

war er auf meine Bitte sofort bereit, mich zu begleiten. Wir entfernten uns heimlich von dem Feste, er war mir behilflich, durch das offene Fenster ins Zimmer einzusteigen; er fing mich in seinen Armen auf, als ich wieder heruntersprang, nachdem ich mich des Briefes bemächtigt hatte, und ich bin gewiß, daß er sich eher lebendig verbrennen ließe, als daß er einem Menschen verriete, was er für mich getan.“

Erwin Frobenius war in die Knie gesunken und hatte die Stirn auf den Rand der Bettstatt gepreßt, so daß Ilse sein Gesicht nicht sehen konnte. Dumpf und fremd klang seine Stimme an ihr Ohr: „Und dann — dann ließeest du dir von diesem Freunde auch noch das Geld geben, das mich retten sollte?“

„Ja. Ich hatte meiner ersten Straftat noch eine zweite hinzugefügt, indem ich den Brief des Herrn Mengers geöffnet und gelesen hatte. Aus seinem Inhalt wußte ich, daß mein Wagnis umsonst gewesen war, wenn der Mann nicht innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden sein Geld erhielt. Und es gab niemand, den ich hätte darum bitten können, als —“

„Als den Regierungsassessor v. Malsen — nicht wahr?“

Bestürzt richtete sich die Patientin in den Kissen auf. „Wie kannst du das wissen, Erwin? Wer hat es dir gesagt?“

Er bereute das unüberlegte Wort und bemühte sich nach Kräften, seinen erschreckenden Eindruck zu verwischen. „Niemand, Ilse, niemand! Aber du hast in deinen letzten Briefen den Assessor so oft erwähnt und hast mit solcher Wärme von ihm gesprochen, daß ich wohl auf keinen anderen raten konnte als auf ihn.“

Sie war schon wieder beruhigt, und ein sonniges Lächeln verklärte ihr Gesicht. „Ja, er war es. Ich

durfte ihn um das Geld bitten, weil ich wußte, daß er darum nichts Schlechtes von mir glauben würde. An diesem Abend hatte er mir ja gesagt, daß er — daß er mir gut sei. Und einem Menschen, den man lieb hat, schenkt man Vertrauen. Das ist doch auch deine Meinung, Erwin?“

„Um deinetwillen hoffe ich wenigstens, daß es so ist. Du hast dir also die Summe geben lassen, ohne ihm auch nur anzudeuten, welchem Zweck sie dienen sollte?“

„Ich durfte doch deine Ehre nicht preisgeben! Er weiß es nicht, und er wird es nie erfahren. Aber er wird mich auch niemals danach fragen. — Nun habe ich dir die ganze Geschichte deiner Rettung erzählt. Ich kehrte in das Gesellschaftshaus zurück, und mein Kommen fiel ebensowenig auf, als meine Entfernung bemerkt worden war. Um zwei Uhr ging ich mit Papa nach Hause und begleitete ihn bis in sein Arbeitszimmer. Er durchlas seine Postsachen, und ich habe niemals ein innigeres Dankgebet zum Himmel emporgeschickt, als ich's in jener Nacht in der Stille meines Stübchens tat. Geschlafen habe ich freilich nicht, denn ich fühlte mich sehr elend, und ich mußte alle Willenskraft aufbieten, um mich am nächsten Morgen noch einmal aufzuraffen und zur Post zu gehen, wo ich das Geld telegraphisch an dich abschickte und dir dazu ein paar Zeilen in einem Kartenbriefe schrieb. Ich —“

Sie mußte abbrechen, denn die Schwester bewegte sich in ihrem Sessel, und Erwin hatte nur eben noch Zeit gehabt, aufzuspringen und eine unbefangene Haltung anzunehmen, als sie vollends erwachte.

Sie wechselten ein paar belanglose Worte, und er kehrte zu seinem Buche zurück, dessen Buchstaben allerdings jetzt vor seinen Augen durcheinanderliefen wie ein Haufen aufgestörter Ameisen.

Als er einige Stunden später auf den Fußspitzen das Krankenzimmer seiner jetzt sanft schlummernden Schwester verließ, geschah es mit dem Bewußtsein, in dieser Nacht eine Läuterung durchgemacht zu haben, die für sein ganzes künftiges Leben entscheidend sein würde.

---

Der Assessor v. Malsen war noch bei der Morgentoilette, als ihm zu seinem Erstaunen abermals der Besuch des Herrn Erwin Frobenius gemeldet wurde. Er konnte nichts anderes annehmen, als daß Ilse's Bruder inzwischen auf irgend eine Weise die Überzeugung erlangt hatte, gestern von ihm belogen worden zu sein, und er wußte, welches in diesem Fall die Konsequenzen sein würden.

Rasch beendete er seinen Anzug und trat vollkommen ruhig über die Schwelle des Zimmers, in dem er von dem jungen Manne erwartet wurde.

„Verzeihen Sie die frühe Störung, Herr v. Malsen! Aber ich konnte nicht länger warten, denn ich komme zu Ihnen als ein Mensch, der von Ihren Lippen eine Entscheidung über Sein oder Nichtsein erwartet, ein Urteil über Leben oder Tod. In dieser Nacht habe ich von meiner Schwester alles erfahren, was zwischen Ihnen und ihr geschehen ist. Und von Ihnen allein hängt es ab, was nun weiter aus mir wird.“

In höchstem Erstaunen starrte Malsen den Erregten an. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Frobenius! Wenn Sie gekommen sind, um mich wegen meiner gestrigen Erklärung zur Rede zu stellen —“

„Zur Rede zu stellen — ich — Sie?! Ja, freilich, Sie kennen ja den Zusammenhang der Dinge noch nicht. Und Sie denken jetzt vielleicht nur daran, daß Sie Ihr Ehrenwort für eine Versicherung eingesezt haben,



die, wie Sie wußten, der Wahrheit nicht entsprach. Es war eine heroische Handlung, Herr v. Malsen! Und wenn ich nicht in diesem Augenblick so klein und erbärmlich vor Ihnen stände, würde ich sagen, daß ich Sie um dieser Handlung willen aus tiefstem Herzen verehere.“

Der Assessor lächelte bitter. „Sie können sich wohl denken, daß ich nicht zögern werde, die Konsequenzen aus dieser — heroischen Handlung zu ziehen. Dort auf dem Schreibtisch liegt der Brief an das Ministerium, der meine Entlassung aus dem Staatsdienst erbittet.“

Erwin Frobenius zuckte zusammen wie unter einem Schläge. Dann aber war er mit drei Schritten an dem Schreibtisch und hatte sich des verschlossenen Briefes bemächtigt. „Herr v. Malsen,“ stieß er heraus, „wenn Sie mir nicht die Erlaubnis geben, diesen Brief zu zerreißen, so schwöre ich, daß ich noch vor Ablauf dieser Stunde aufgehört habe zu leben. Nicht auf Sie fällt der Bruch Ihres Ehrenwortes, sondern allein auf mich. Ich war es, der Sie gezwungen hat, dies ungeheure Opfer zu bringen, und wenn Sie nicht großmütig genug sind, mich durch Ihr Verhalten von Schuld und Strafe freizusprechen, habe ich auch die Folgen zu tragen.“

Noch immer verständnislos, aber in tiefster Seele bewegt von der Qual, die sich auf dem freimütigen Jünglingsgesicht spiegelte, legte Malsen ihm die Hand auf die Schulter. „Setzen Sie sich, Herr Frobenius, und teilen Sie mir in Ruhe mit, was ich erfahren muß, um mir Ihre Worte und Ihr Benehmen erklären zu können. Erst dann werde ich imstande sein, Ihnen zu antworten.“

Der Student gehorchte, und nach Verlauf einer Viertelstunde wußte Malsen alles. Der Schleier des

Geheimnisses, hinter dem ihm Ilse holdes Bild so traurig entstellt erschienen war, hatte sich gehoben, und er fühlte sich erschüttert und beschämt um seiner kleingläubigen Zweifel willen.

„Es kommt mir nicht zu, Herr Frobenius,“ sagte er, „über Ihre Handlungsweise zu Gericht zu sitzen. Das ist eine Angelegenheit, die Sie allein mit Ihrem Gewissen und mit Ihrer heldenmütigen Schwester abzumachen haben. Vielleicht aber wäre es besser gewesen, wenn Fräulein Ilse in ihrem Vertrauen zu mir noch um einen Schritt weitergegangen wäre und mir wenigstens eine Andeutung gemacht hätte, die mich den Schlüssel zu ihrem Verhalten finden ließ.“

Mit offenem Blick sah der Student ihm ins Gesicht. „Sie war der Meinung, daß es dessen nicht bedürfe. Sie hatten ihr von Ihrer Liebe gesprochen, und weil sie felsenfest an diese Liebe glaubt, hegte sie keine Furcht vor einem entwürdigenden Verdacht.“

Der Assessor legte die Hand über die Augen und schwieg. Nach einer Weile aber stand er auf, und es war, als habe er sich plötzlich um Jahre verjüngt. „Ich erlaube Ihnen, meinen Brief an den Minister zu zerreißen, Herr Frobenius! — So — und nun geben Sie mir die Hand! Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir Freunde sein, bis wir —“

„Bis wir Schwäger sein werden,“ ergänzte der Student, und mit einem warmen Händedruck nickte ihm Malfen lächelnd zu.

„Wann kann ich Ilse sehen?“ fragte er gespannt.

„Darüber dürfte wohl noch eine Reihe von Tagen ins Land gehen. Aber Sie dürfen versichert sein, daß sie sich sehr beeilen wird, gesund zu werden, wenn ich ihr sage, um welcher Absicht willen Sie darauf warten.“

„So sagen Sie es ihr. Bieten Sie alle Beredsamkeit auf, die der Himmel Ihnen verliehen hat. Denn nach der Dürre dieser traurigen Tage läßt mich der Durst nach Glück schier verschmachten. Und mein Glück ist, Gott sei Dank, kein Phantom, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut —“

„Das Ilse heißt. So wahr ich hier vor Ihnen stehe, keinem Menschen auf der Welt würde ich dies Glück gegönnt haben als Ihnen.“





## Aus dem Wellengrabe.

Von W. H. Geinborg.

Mit 8 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Von den unermesslichen Reichtümern an edlen Metallen und anderen Kostbarkeiten aller Art, die im Verlauf der Jahrhunderte aus dem Bereich der Menschen verschwunden sind, ist der allezeit beute gierigen See sicherlich der Löwenanteil zugefallen. Was bedeuten alle in kriegerischen Zeiten vergrabenen Schätze, alle unter Asche und Lava, unter dem Schlamm gewaltiger Überschwemmungen, unter Dünen sand und Wüstenstaub verschwundenen Herrlichkeiten neben der fabelhaften Menge wertvoller Dinge, die auf dem Grunde des Ozeans ihre letzte bleibende Ruhestatt gefunden haben! Fast mit jedem sinkenden Schiff gehen erhebliche Werte an gemünztem Gold und Silber, an allerlei kostspieligem Menschenwerk verloren, und verschwindend gering ist die Zahl der Fälle, in denen es gelingt, sie dem Schoß des Meeres wieder zu entreißen.

Wohlbeglaubigte Berichte, deren älteste bis in eine sehr ferne Vergangenheit zurückreichen, erzählen uns von dem Untergang ganzer beutebeladener Kriegsflotten, wie von dem spurlosen Verschwinden einzelner Fahrzeuge, die nach Millionen zu beziffernde Reichtümer irgend einem nie erreichten Hafen hatten zu-

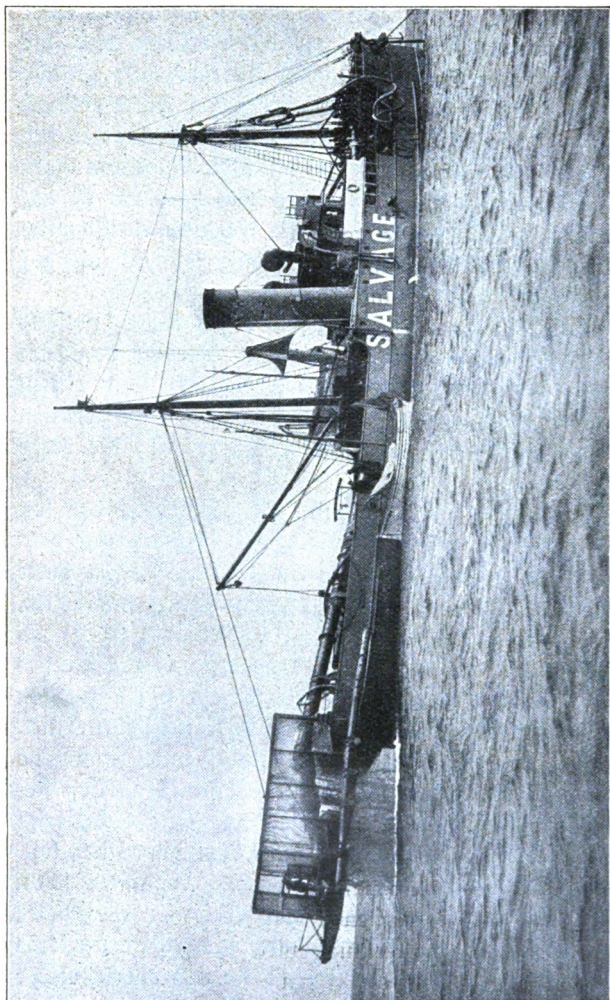
führen sollen, und es ist begreiflich genug, daß die Sehnsucht, diese versunkenen Märchenschätze zu heben, noch in jeder Generation der nachlebenden Menschheit durch allerlei mehr oder weniger abenteuerliche Bergungsverfuche zum Ausdruck gekommen ist.

Der Erfolg freilich stand zumeist in einem kläglichen Mißverhältnis zu den aufgewendeten Kosten und Mühseligkeiten. Die gefräßige See pflegt zähe festzuhalten, was sie einmal verschlang. Sie bedeckt ihre Beute mit Sand und Schlamm, überzieht sie mit einer ständig wachsenden Kruste von pflanzlichen und tierischen Gebilden und übt mit unerbittlicher Beharrlichkeit ein langsames Zerstörungswerk, dem über eine gewisse Zeitdauer hinaus kein Material und kein Erzeugnis der Menschenhand widersteht.

Auch in solchen Fällen, wo man den Ort einer Schiffskatastrophe mit vollkommener oder annähernder Genauigkeit zu bestimmen vermochte, hat man mit dem Bemühen, die heiß ersehnten Schätze aus ihrem Wellengrabe wieder ans Licht zu fördern, nur selten Glück gehabt.

An eine Hebung ganzer Fahrzeuge ist ja wegen der ungeheuren Schwierigkeiten von vornherein nur unter ganz besonders günstigen Umständen zu denken, und selbst die vollkommensten Apparate ermöglichen dem Menschen nur das Eindringen in verhältnismäßig geringe Meerestiefen. Die purpurne Finsternis jener Abgründe, in denen wohl der weitaus größte Teil der verlorenen Reichtümer ruht, bleibt eine auch dem kühnsten Taucher auf ewig verschlossene Welt, und nie wird ein menschliches Auge wiedersehen, was dort dem letzten Schicksal aller irdischen Dinge entgegenharrt.

Man muß also den Wagemut bewundern, mit dem immer wieder riesige Kapitalien an den Versuch



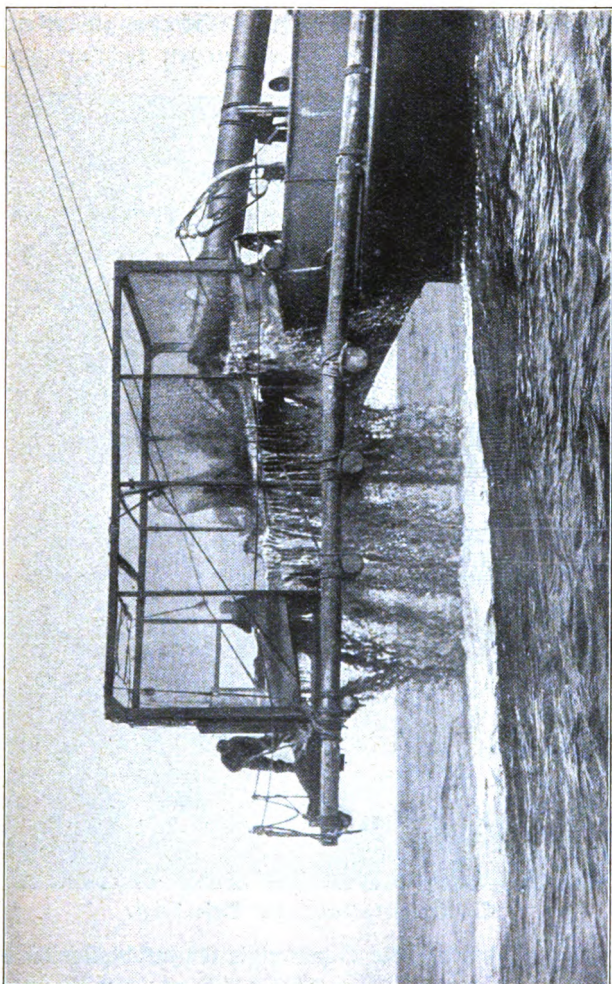
Das Schiff mit der maschinellen Vorrichtung zum Wegfegen des über dem Brad  
aufgehäuften Sandes.

verschwendet werden, den vermuteten Schauplatz einer großen Schiffskatastrophe zu durchforschen und die Schätze zu heben, die bei dieser Katastrophe zugrunde gingen. Daß hie und da ein glücklicher Fund gelingt, läßt sich ja nicht leugnen; aber selbst dann machen sich die Kosten des Unternehmens durch die Ausbeute kaum bezahlt, und das Gewerbe des Schatzgräbers ist auf der See im großen und ganzen sicherlich ebenso reich an Enttäuschungen und ebensowenig lohnend als auf dem festen Lande.

Als einer der erwähnten glücklichen Ausnahmefälle darf vielleicht der Erfolg angesehen werden, von dem unsere Abbildungen erzählen, obgleich von einem materiellen Nutzen der mit großem Eifer betriebenen Bergungsversuche auch hier vorläufig nicht die Rede sein kann.

Es handelt sich dabei um ein Fahrzeug, das seit nicht weniger als hundertundzwoß Jahren auf dem Meeresgrunde ruht, nämlich um die englische Fregatte „Lutine“, die, mit zweiunddreißig Kanonen armiert, am Abend des 9. Oktober 1799 oder am folgenden Morgen — denn kein Überlebender vermochte Bericht über Zeitpunkt und Hergang der Katastrophe abzulegen — bei der Einfahrt in die Zuidersee Schiffbruch litt.

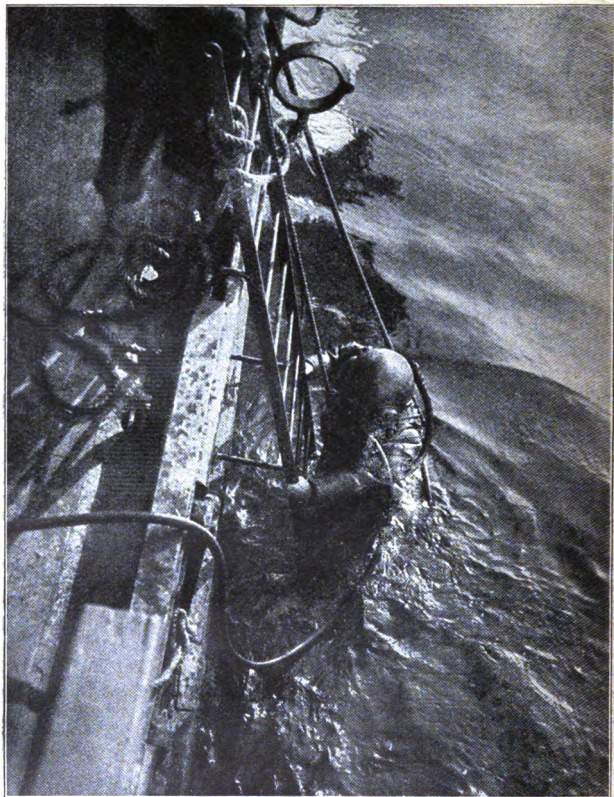
Da das mit Mann und Maus untergegangene Kriegsschiff in ziemlich seichtem Wasser lag, ließ sich der Ort des Unglücks alsbald ohne große Schwierigkeiten feststellen, und die Versuche, wenigstens den kostbarsten Teil der Ladung zu bergen, begannen schon kurze Zeit nach dem unglücklichen Ereignis. Man hatte ja triftigen Grund, diese Ladung nicht ohne weiteres verloren zu geben; denn soweit sie aus barem Gelde in Gold und Silber bestand, bezifferte sich ihr Wert auf nicht weniger als 1,217,000 Pfund Sterling, also



Das Ende des Saugrohres.



auf ungefähr 24,340,000 Mark. Die Hoffnung, wenigstens einen erheblichen Teil dieses Schatzes zu retten, konnte also wohl einige Anstrengungen rechtfertigen.



Ein Taucher, der in die Tiefe steigt.

Es scheint, daß die Schwierigkeiten anfänglich keine zu großen waren, da es trotz der damals noch recht unzulänglichen Hilfsmittel den Tauchern gelang, im

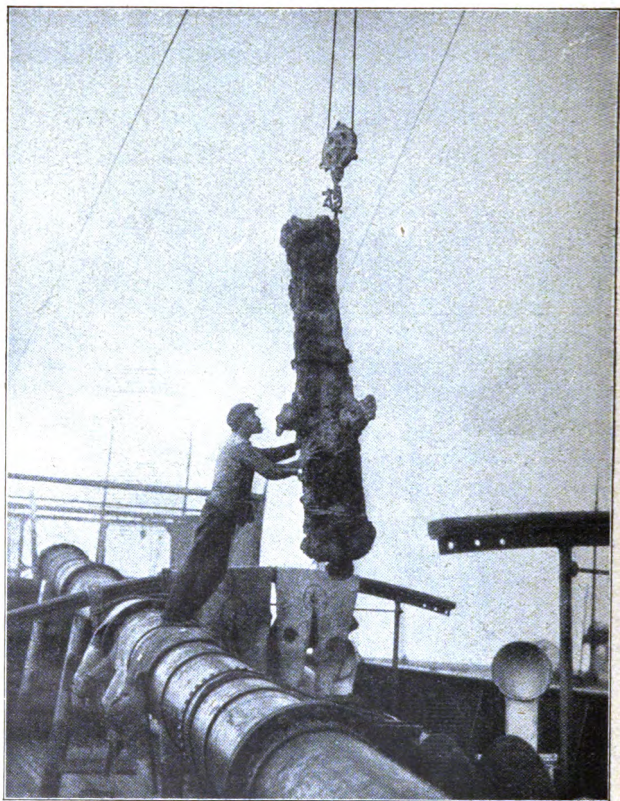
Lauf des Jahres 1800 annähernd zwei Millionen Mark in gemünztem Golde aus dem Wrack zutage zu fördern.



Ein Kanonentrohr und der Anker der gesunkenen „Lutine“ werden an Bord geschafft.

Dann aber muß die zunehmende Versandung des immer tiefer in den dort sehr lockeren Meeresboden einsinkenden schweren Schiffskörpers den Bergungsarbeiten

ein Ziel gesetzt haben. Die Taucher konnten sich keinen Zugang mehr zu den Öffnungen des Rumpfes ver-



Eines der geborgenen Kanonenrohre.

schaffen, und man mußte sich schweren Herzens entschließen, die hoffnungsvoll begonnenen Bemühungen einzustellen.

Vergessen aber wurde in der britischen Marine

der Untergang der schäbebeladenen „Lutine“ natürlich nicht, und in allerjüngster Zeit faßte man im Ver-



Der drei Tonnen schwere Anker der „Lutine“.

trauen auf die gewaltigen Fortschritte der Bergungstechnik den Entschluß, die vor mehr als hundert Jahren abgebrochenen Versuche wieder aufzunehmen. Es gelang in der Tat, die Lage des Wracks von neuem

zu ermitteln und festzustellen, daß es von einer beinahe acht Meter starken Sandschicht bedeckt war, deren Beseitigung natürlich die unerläßliche Voraussetzung weiterer Bergungsversuche bildete. Man schaffte einen



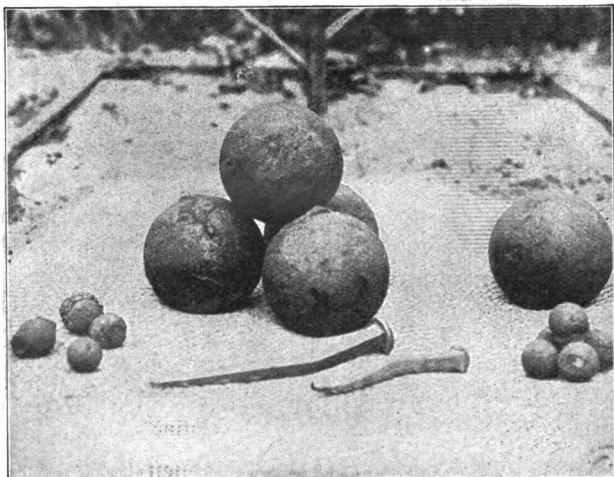
Silbermünzen von der „Lutine“.

Saugbagger von großen Dimensionen zur Stelle, und unsere Abbildungen auf Seite 183 und 185 veranschaulichen die sehr wirksame Art, auf die unter dem Druck starker Maschinen der Schlamm durch ein gewaltiges Rohr heraufbefördert und gewissermaßen durchgesiebt wird.

Man hat alle Aussicht, durch diese Methode den Rumpf der gesunkenen Fregatte für die Taucher

wenigstens teilweise wieder zugänglich zu machen, wenn es auch dahingestellt bleiben muß, ob sie damit zugleich den Weg zu dem gesuchten Millionenschatz finden werden. Was man bis jetzt zutage fördern konnte, hat keinen anderen als einen Kuriositätswert, abgesehen vielleicht von einer kleinen Menge gemünzten Silbergeldes, das aber sicherlich nicht in der eigentlichen Schaklammer des Schiffes aufbewahrt gewesen war.

Die wichtigsten und zugleich gewichtigsten Fundstücke sind der Anker der „Lutine“ und ein Kanonen-



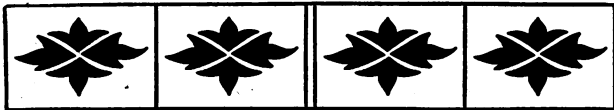
Kanonenkugeln und Kupfernägel von der „Lutine“.

rohr, beide in überraschend guter Erhaltung. Der Anker hat bei einem Gewicht von ungefähr drei Tonnen eine Breite und Länge von je fünf Meter. Sein hölzerner Querbalken zeigt die noch immer deutlich lesbare Inschrift: „Lutine, A. D. 770“, und der Eisen-

ring ist noch immer mit Überresten eines geteerten Schiffstauens umwunden. Bemerkenswert erscheint die außerordentlich starke Ladung der Kanone, die das Rohr fast bis zur Mündung füllte, sowie der Umstand, daß die Zündschnur noch wohl erhalten und der Mechanismus des Feuersteinschlusses ganz unverfehrt war.

Im übrigen war, wie gesagt, die Ausbeute bis jetzt recht gering, und sie bestand im wesentlichen aus Gegenständen, um deren Bergung man sich bei den vor hundert Jahren unternommenen Versuchen schwerlich bemüht haben würde. Heute freilich sind auch die Kanonenkugeln der armen „Lutine“ nicht ohne Interesse, und selbst die kupfernen Nägel aus den geloderten und geborstenen Schiffsplanken können die Teilnahme des Beschauers erregen um der stummen Eindringlichkeit willen, mit der sie von der Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit alles stolzen Menschenwertes erzählen.





## Die Hauskaze und ihre Spielarten.

Von Th. Seelmann.

Mit 9 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die Kaze gehört zu den jüngsten aller Haustiere. Während sich Windhunde in Ägypten schon um 4000 vor Christo vorfinden und Doggen nach den erhaltenen Denkmälern in Babylon und Assyrien um das Jahr 1000 vor Christo zur Jagd auf Wildpferde verwendet wurden, Rinder und Schafe bereits in sehr entlegenen Zeiten gezähmt und den menschlichen Zwecken dienstbar gemacht wurden, ja sogar Tauben und Gänse in Kleinasien sowie im Nilland ebenfalls frühzeitig zu den Haustieren zählten, ist dies bei der Hauskaze nicht der Fall.

Das Ursprungsland der Hauskaze ist Ägypten. Aber, wie angedeutet, ist hier die Eingewöhnung der wilden Stammform und ihre Fortzucht zum Haustier erst spät vor sich gegangen. Bekanntlich galt den Ägyptern die Kaze, die der Göttin Pacht geweiht war, für so heilig, daß sie für sie eigene Friedhöfe anlegten. Nach den in diesen Friedhöfen aufgefundenen Mumien war die wilde Stammform der altägyptischen Hauskaze die in Nordafrika vielverbreitete Falbkaze. Diese Wildkaze ist, wie schon ihr Name andeutet, überwiegend fahlgelb gefärbt. Auf dem Rumpf ziehen sich verwaschene dunkle Querverbinden entlang, die an den Beinen stärker hervortreten. Der Oberkopf und der Nacken zeigen schmale Längsbinden. Der fahlgelbe Schwanz



besitzt gegen das Ende hin drei breite schwarze Ringe und läuft in eine schwarze Spitze aus. Die Falbtake neigt zu Farbenabweichungen und ist leicht zähmbar. Noch heute zähmen die Somalifrauen im ägyptischen Hinterland Falbtaken, damit sie ihre Getreideschober



Pechschwarze persische Raçe mit orangefarbenen Augen.

gegen schädliche Mager schützen.

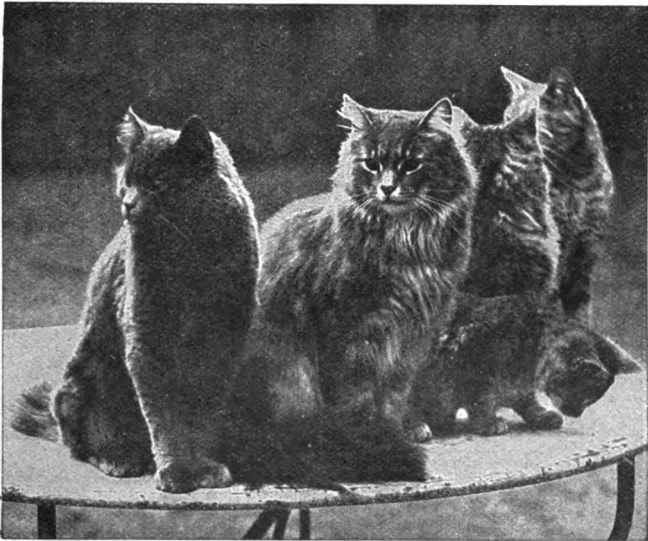
Daneben hatte man im alten Ägypten noch eine zweite Raçenart gezähmt, den Sumpfluchs. Man verwendete ihn zum Apportieren von Geflügel, das man im Sumpfgelände mit dem Wursholz erlegt hatte. Der Sumpfluchs hat einen bräunlich-grauen Pelz.

An der Spitze sind die Haare weiß gefärbt. Dunkle Streifen unterbrechen die Grundfärbung auf Stirn, Flanken und Beinen. Der Schwanz ist schwarz geringelt. Die graugelben Ohren tragen an ihren Spitzen Pinsel.

Mit diesem Sumpfluchs hat sich nun die alt-ägyptische Haustake gekreuzt, wie auch weiterhin vielfache Kreuzungen mit den verschiedenen Wildtaken der einzelnen Ländergebiete stattgefunden haben, die

noch heute in den Farbenschattierungen der Haustaken nachklingen.

Nach Europa kam die Haustake erst um Beginn unserer Zeitrechnung. Dagegen scheint sie auf dem Wege des Handels von Ägypten nach Asien um vieles



Schwarzblaue persische Katzen in der Mauserung.

früher verbreitet worden zu sein. Hier hat sich denn auch, namentlich in Persien, die an die Falbtake erinnernde altägyptische Haustake noch erhalten.

Die Spielarten der Haustake zerfallen in der Gegenwart in zwei Gruppen, in langhaarige und kurzhaarige. Die Hauptvertreterin der langhaarigen Katzen ist die Angoratake, die ihren Namen nach der kleinasiatischen Stadt Angora führt, aber ihre eigentliche Heimat in Persien hat. Die persische Angoratake

besitzt einen blendend weißen Pelz aus langen, seidenweichen Haaren und blauschimmernde Augen. Die Lippen und Sohlen sind fleischfarben. Aber schon in ihrer engeren Heimat treten neben der weißen andere Färbungen auf, die dann bei Nachkommen



Echter persischer Kater von graublauer Färbung.

von Angorakätzchen, die nach Italien, Spanien und Frankreich gebracht wurden, durch die Mischung mit der gewöhnlichen, glatthaarigen Hauskatze noch mannigfache Abänderungen erfahren haben.

In Persien unterscheidet man neben der weißen Angorakatzek eine schwarzfahle oder tiefschwarze Art mit bräunlichen Reflexen und orangefarbenen Augen, sodann eine blauschwarze oder graublau Art, die ebenso selten ist wie die weiße, mit blauen, blaugrauen oder mitunter auch orangefarbenen Augen und ferner die schon erwähnte fahlgelbe Rasse, die als

reiner Nachkomme der altägyptischen Hauskatze zu betrachten ist. Ihr Fell zeigt unter der leuchtenden Sonne Persiens einen wunderbaren Schimmer.

Diese letztere Art wird in Persien nicht sonderlich geschätzt, obgleich sie keineswegs häufig ist. Teils züchtet man sie nicht wie die wertvolleren Arten, teils aber führt man sie über Bombay nach England aus, wodurch ihre Zahl in Persien selbst nie erheblich groß wird. Man packt drei, vier und noch mehr von diesen Katzen in Lederfäde, beladet damit die Kamele und schafft sie nach dem Persischen Golf, von wo sie nach Bombay gebracht werden.

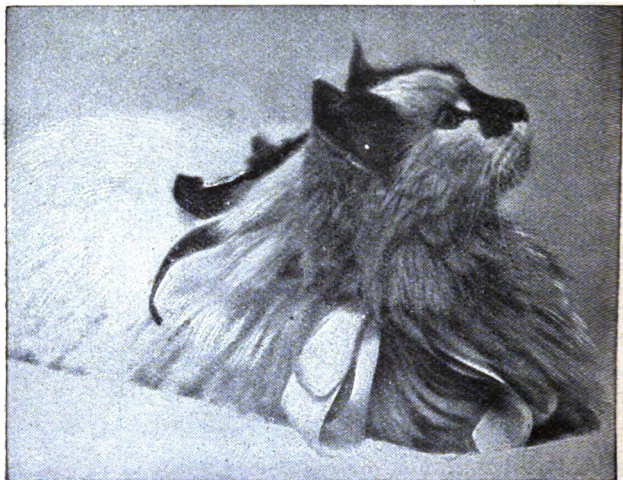


Schwarzblaue Kartäuserkatze.

Übrigens besteht die Einfuhr von weißen Angorakatten und ihren langhaarigen Spielarten nach Europa schon seit mehreren Jahrhunderten. Aus den Kreuzungen solcher eingeführten persischen Katzen mit den kurzhaarigen Hauskatzen sind dann die italienische Rasse, die im allgemeinen weiß oder fahlrot ist, die dreifarbigige spanische Rasse, deren Pelz weiß, schwarz und rötlich gefleckt ist, und die Kartäuserkatze, die in Frankreich sehr beliebt ist

und teils eine aschfarbene, teils eine schwarzbläuliche Behaarung aufweist, und andere zum Teil recht nette Spielarten hervorgegangen.

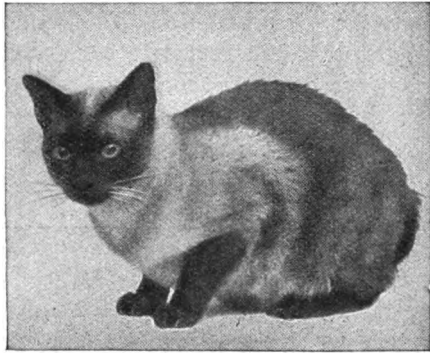
Unsere kurzhaarigen getigerten Katzen haben wahrscheinlich eine Blutbeimischung von der europäischen



Kreuzung einer Haustake mit einer Angoratake mit braunen Ohren und Schwanz und schwarzer Nase.

Wildtake erhalten. Die männliche Wildtake ist fahlgrau, die weibliche gelblichgrau gefärbt. Das Gesicht ist bei beiden rötlichgelb. Über die Stirn laufen vier schwarze Streifen, von denen sich die beiden mittleren auf den Rücken fortsetzen und sich auf dem Rückgrat zu einem Mittelstreifen vereinigen, von dem sich verwaschene Querstreifen abzweigen. Diese Blutbeimischung, die sich in der Zeichnung zu erkennen gibt, ist wohl zugleich mit die Ursache, daß unsere Haustaken so leicht verwildern.

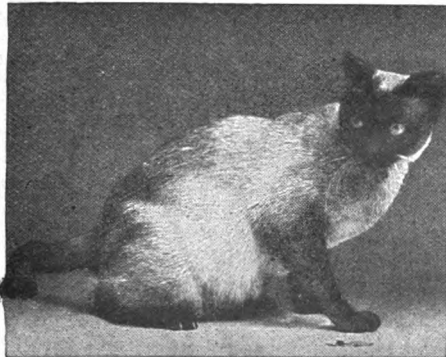
Eine kurzhaarige Spielart ist auch die siamesische Raçe. Sie eignet sich vorzüglich dazu, im Zimmer gehalten zu werden. Niemals ist sie ungebärdig, sondern stets anschniegfam



Siamesische Raçe mit sehr dunklen Pfoten und Gesichtsmaske.

und zutulich. Besonders sind die Weibchen sehr zärtlich und anschniehelnd. Ihr ruhiger Charakter spricht sich auch darin aus, daß sie nicht einmal der Anblick einer Maus zu erregen vermag.

Dabei ist sie aber eine sehr eifrige und geschickte Mäusejägerin. Mit einem einzigen Schlag ihrer kräftigen

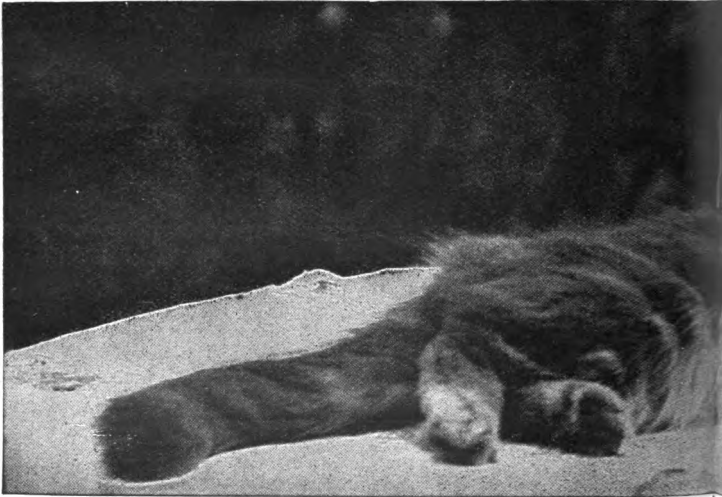


Siamesische Raçe mit langem Schwanz und blauen Augen.

Pfote zerschmettert sie den Schädel der Maus und tötet sie auf diese Weise sofort. Zwar kann sie einer Maus stundenlang auf-lauern, hat sie sie aber

erlegt, so kümmert sie sich nicht mehr um ihr Opfer, spielt nicht mit ihm wie die gewöhnliche Hauskatze, noch viel weniger aber frißt sie es an oder verschlingt sie es gar.

Die siamesische Raze bester Art muß bei der Geburt rein weiß gefärbt sein. Derartige Razen werden



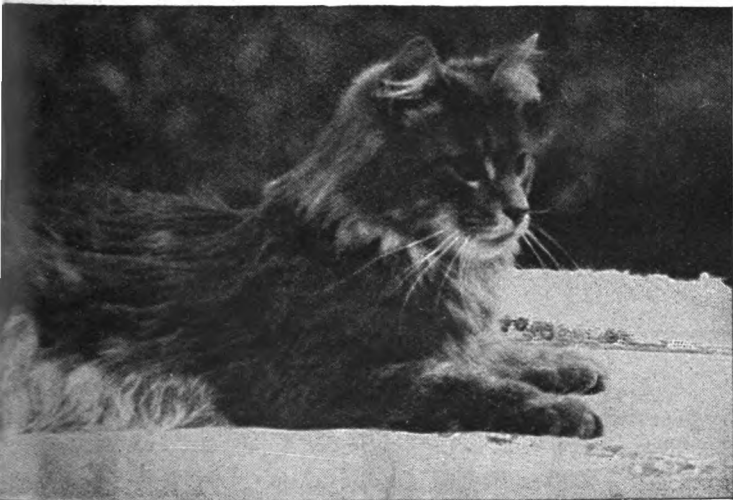
Stattliche, durch einen prächtigen Pelz und schönen Schwanz ausgezeichnete

am Hof von Siam gehalten und heißen deshalb auch königliche. Je reiner das Weiß der jungen Kätzchen ist, desto teurer werden sie bezahlt. Später vollzieht sich allerdings ein Farbenwechsel.

Nach drei Monaten wird der Pelz in der Hauptsache isabellenfarben, die Pfoten und Unterschenkel bekleiden sich gleichsam mit kastanienbraunen Stiefelchen, vor das Gesicht legt sich eine dunkelbraune Maske, und die Ohren sowie der Schwanz färben sich in der

gleichen Weise. Die Augen der siamesischen Raze sind blau; zuweilen ist das Blau tiefer, zuweilen blasser.

Eine besondere Merkwürdigkeit weist noch der Schwanz auf. Bei einem Wurf von drei Jungen findet sich mitunter ein Rätzchen vor, dessen Schwanz



ete Raze aus einer Kreuzung einer Hauskaze mit einer persischen Raze.

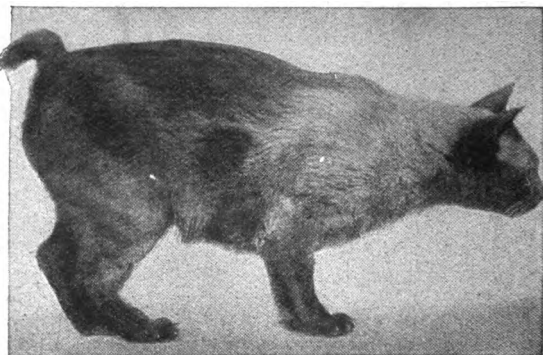
kurz und gedreht ist. Manchmal endigt dann dieses Stummelschwänzchen auch noch in einem Knoten. Die Händler führen gerade diesen Knoten als Beweis der echten und reinen Abstammung an, aber diese Behauptung trifft nicht zu, da, wie erwähnt, siamesische Razen reinen Blutes oftmals keinen geknoteten Schwanz haben.

Siamesische Razen, die nach Europa gebracht und weiter gezüchtet werden, entarten ziemlich schnell.



Es ist daher zur Blutauffrischung nötig, von Zeit zu Zeit aus Siam neue Exemplare zu beziehen.

Auf Sumatra und in Japan kommen völlig schwanzlose Katzen vor. Von den Katzen Sumatras wird berichtet, daß sie anfänglich lange Schwänze haben, diese aber, wenn die Tiere erwachsen sind, absterben. Auch in Europa gibt es eine Spielart schwanzloser



Siamesische Katze mit kurzem Schwanz.

Katzen. Ihre Verbreitung beschränkt sich auf die in der Irischen See gelegene Insel Man. Über ihren Ursprung ist nichts Sicheres bekannt. Die Katze der Insel Man hat eine verschiedenartige Färbung. Sie besitzt ziemlich hohe Beine, die sie zu einer sehr gewandten Springerin und Kletterin machen.

Endlich sei noch die chinesische Katze angeführt. Sie hat langes, seidenweiches Haar und zeichnet sich durch Hängeohren aus. In China mäftet man auch verschiedentlich Katzen und rühmt die Schmachhaftigkeit dieser feisten „Dachhasen“.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Ein berühmter Spionagefall.** — Nachdem der französische Schiffsbaumeister Dupuy de Lôme 1858 auf Betreiben Napoleons III. die erste, mit einem 120 Millimeter dicken Eisenpanzer versehene Panzerfregatte „Gloire“ erbaut hatte, sah man in England die Notwendigkeit ein, ebenfalls mit dem Bau von durch Eisengürtel geschützten Kriegsschiffen zu beginnen. Da man jedoch auf diesem Gebiet bisher so gut wie gar keine Erfahrungen hatte, wollte die Regierung zunächst die von verschiedenen Fabriken angebotenen Panzer auf ihre Festigkeit prüfen lassen, bevor man sich endgültig für ein Fabrikat entschied. Gleichzeitig hoffte man, durch Schießversuche auf ein zur Probe gepanzertes Schiff auch die Wirksamkeit der schweren Artilleriegeschosse auf die in dem Schiffe befindliche Besatzung und die Dampfmaschine feststellen zu können.

Zu diesen Versuchen wurde in Portsmouth der große Schraubendampfer „Erlton“ provisorisch zu einem Kriegsschiff umgebaut. Er erhielt eine Panzerung, die aus den von mehreren Fabriken gelieferten und nach verschiedenartigen Methoden hergestellten Eisenplatten von ungleicher Stärke bestand. In den Batterien wurden an den Geschützen Schafe angebunden, die die Bedienungsmannschaften vorstellen sollten.

Diese Vorbereitungen waren in aller Heimlichkeit betrieben worden. Der Ankerplatz des Versuchsschiffes wurde Tag und Nacht durch Polizeiboote umschwärmt, die jede Annäherung unmöglich machten, denn man argwöhnte in England nicht zu Unrecht, daß die fremden Mächte sich gar zu gern einen Einblick in die Einzelheiten dieses überaus kostspieligen und für

die fernere Entwicklung des Panzerschiffbaues so wichtigen Experiments verschaffen würden, und traf danach seine Vorsichtsmaßregeln. Am 2. Oktober 1858 dampfte der „Eriton“ nach der Westküste der Insel Wight, wo die Beschießung durch mehrere englische Fregatten stattfinden sollte.

Die Nacht vom 3. zum 4. Oktober war äußerst stürmisch, dunkel und regnerisch. Der inmitten der Fregatten vor Anker liegende, infolge seiner schweren Panzerung unter dem Anprall der Wogen gefährlich schlingernde „Eriton“ wurde auf Befehl des Geschwaderchefs gegen zehn Uhr abends von der Besatzung geräumt, da man seinen plötzlichen Untergang befürchtete. Am Vormittag des 4. Oktober klarte das Wetter jedoch so weit wieder auf, daß das Probeschießen abgehalten werden konnte.

Bevor der leitende Admiral jedoch den Befehl zum Beginn des Feuers auf das fünf Seemeilen vom Strande verankerte Versuchsschiff gab, spielte sich noch ein zunächst wenig beachteter Zwischenfall ab. In der Nähe des vor der Insel liegenden Geschwaders hatte schon am Abend des 3. Oktober eine unter französischer Flagge segelnde Dampfsjacht „L'Espérance“ gekreuzt, die jetzt, wo die Beschießung ihren Anfang nehmen sollte, sich der Linie der englischen Fregatten immer mehr näherte. Die argwöhnischen Engländer schickten daher ein Boot zu der Jacht hinüber und ließen den Besizer, der sich als Kaufmann Charlatier aus Rouen legitimierte, auffordern, einen anderen Kurs einzuschlagen, da man für einen durch verirrte Geschosse angerichteten Schaden nicht aufkommen würde. Daraufhin entfernte sich die Vergnügungsjacht auch wirklich so weit, daß man von ihr aus selbst mit den besten Fernrohren die Wirkung des Feuers auf den „Eriton“ nicht hätte beobachten können.

Erst jetzt begann man mit der Beschießung des gepanzerten Versuchsschiffes. Im ganzen gaben die den „Eriton“ in Kielinie in verschiedener Entfernung passierenden Fregatten hundert Schüsse ab. Des öfteren wurde mit dem Feuer innegehalten, um das Versuchsschiff zu besichtigen und genaue Aufzeichnungen über die vorgefundenen Zerstörungen zu machen. Erst bei Dunkelwerden war das Schießen beendet. Am näch-

sten Morgen sollte der übelzugerichtete „Eriton“ dann zur genaueren Untersuchung in den Hafen von Portsmouth zurückgeschleppt werden, da seine eigene Dampfmaschine nicht mehr gebrauchsfähig war.

Während der Nacht lag das Versuchsschiff wieder unter dem Schutze der Fregatten, die in weitem Bogen bis dicht an die Küste vor Anker gegangen waren. Dem „Eriton“ am nächsten befand sich die Fregatte „India“. Kurz nach Mitternacht bemerkte die Steuerbordwache der „India“ ein Boot, das offenbar mit unwickelten Riemen lautlos auf den „Eriton“ zusteuerte. Das Boot wurde angerufen, antwortete jedoch nicht, war auch schon im nächsten Augenblick hinter dem Versuchsschiff verschwunden. Bevor dem Kapitän der „India“ Meldung erstattet und auf dessen Befehl dann ein Boot zu Wasser gelassen war, vergingen kostbare zehn Minuten. Inzwischen tauchte das geheimnisvolle Ruderboot noch einmal auf, verschwand aber bald in der Dunkelheit nach dem offenen Meere hin. Die sofort aufgenommene Verfolgung blieb ergebnislos. Es wurde nur festgestellt, daß ein unbekannter Dampfer sich dem englischen Geschwader mit abgeblendeten Lichtern bis auf zwei Seemeilen genähert und offenbar jenes Boot aufgenommen hatte. Am nächsten Morgen war weit und breit kein verdächtiges Fahrzeug mehr zu erblicken. Die Engländer beruhigten sich daher in der Hoffnung, den Versuch jenes fremden Dampfers, den „Eriton“ zu besichtigen, völlig vereitelt zu haben.

Die Erfahrungen, die man durch die Beschießung des „Eriton“ gesammelt hatte, wurden aufs strengste geheimgehalten und bei dem schon im Januar begonnenen Bau des ersten englischen Panzers „Warrior“, dessen Konstruktionspläne der Schiffsbauingenieur Watts entworfen hatte, praktisch verwertet. Da erschien zum Entsetzen ganz Englands genau einen Monat nach der Kiellegung des „Warrior“ in einer Pariser Fachzeitschrift für Schiffsbau ein Artikel, der bis ins kleinste über die Ergebnisse der Beschießung des „Eriton“ berichtete. Es war darin sogar die Zahl der in den Batterien getöteten Schafe und die der zerstörten Geschütze genau an-

gegeben. Die englische Admiralität sah sich so um die Früchte ihres mühseligen Experiments vollkommen betrogen.

Eine scharfe Untersuchung wurde eingeleitet, um den Verräter, den man nur unter den Beamten der Admiralität suchen zu müssen glaubte, herauszufinden. Alles umsonst. Es schien für alle Zeiten unaufgeklärt bleiben zu sollen, auf welche Weise Frankreich, das inzwischen die der „Gloire“ völlig ähnlichen Panzerfregatten „Magenta“ und „Solferino“ auf Stapel gelegt und bei ihrer Konstruktion die von den Engländern mit so großen Geldopfern erkaufte Erfahrungen über Stärke, Befestigung und Größe der Panzerung benützt hatte, in den Besitz der wertvollen Geheimnisse gelangt war.

Und doch brachte die Fähigkeit eines englischen Polizeibeamten, des Inspektors Burnell, die Wahrheit an den Tag, allerdings erst ein ganzes Jahr später. Burnell, der zusammen mit zwei Kollegen die Ermittlungen in der mysteriösen Angelegenheit geleitet hatte, war nämlich jene französische Vergnügungsjacht „L'Espérance“, die in so auffälliger Weise in der Nähe des „Triton“ gekreuzt hatte, weit verdächtiger vorgekommen als den englischen Marineoffizieren. Er begann, nachdem der Fall in England selbst nicht aufgeklärt werden konnte, mit vorsichtigen Nachforschungen zunächst in Rouen, wo die „L'Espérance“ beheimatet gewesen sein sollte. Hier erfuhr er zweierlei: erstens, daß die „L'Espérance“ wirklich einem reichen Kaufmann namens Charlatier gehörte, und zweitens, daß dieser Charlatier einen Sohn besaß, der als Marineoffizier im Frühjahr 1858 wegen tötlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten degradiert und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, dann aber im November desselben Jahres mit einem Male ohne jeden ersichtlichen Grund begnadigt und sogar zum Kapitän befördert worden war. Nach diesen Feststellungen machte der Beamte sich an einen früheren Matrosen der „L'Espérance“ heran. Durch Bestechung wußte er diesen zum Reden zu bringen und bekam so heraus, daß Charlatier im September 1858 urplötzlich die ganze Besatzung seiner Jacht entlassen und dafür eine neue Mannschaft, die aus altgedienten Unteroffizieren der französischen Kriegsmarine bestand, an Bord genommen hätte.

In den Londoner Zeitungen erschienen dann im Februar 1861 offenbar von der englischen Regierung herrührende, vollkommen gleichlautende Artikel, in denen der den „Eriton“ betreffende Spionagefall eingehend besprochen wurde. Und der Inhalt dieser Artikel dürfte mit den Tatsachen bis auf Kleinigkeiten übereingestimmt haben. André Charlatier, wegen des schweren Verbrechens wider die militärische Disziplin zu Gefängnis verurteilt, hatte sich — ob aus eigener Initiative oder auf Anraten seiner Vorgesetzten, wird man niemals erfahren — bereit erklärt, die Ergebnisse der Schießversuche auf den „Eriton“ auf irgend eine Weise auszukundschaften. Zu diesem Zweck fuhr er auf der mit zuverlässigen Matineunteroffizieren neu bemannten Yacht seines Vaters bis in die Nähe der Ankerstelle des „Eriton“ bei der Insel Wight, ließ sich in der regnerischen Nacht vom 3. zum 4. Oktober nach dem „Eriton“ rudern oder erreichte ihn schwimmend, verbarg sich dort in den unteren Schiffsräumen und stellte in den Pausen der Beschießung die notwendigen Beobachtungen an. In der folgenden Nacht gelangte er dann durch jenes von der Fregatte „India“ aus bemerkte Boot wieder an Bord der „L'Esperance“ zurück. Als Lohn für diese verwegene Tat, die ihm sein Leben hätte kosten können, zugleich aber auch seinem Vaterlande so bedeutungsvolle Kenntnisse verschaffte, wurde er nicht nur in die Marine wieder eingestellt, sondern auch unter Übersprungung mehrerer Vorderleute zum Kapitän befördert.

So schilderten die englischen Blätter damals den Sachverhalt. Die französische Presse hat diese Kombinationen, die sich auf so klares Material stützten, stets nur als „schamlose Verdächtigungen“ bezeichnet. Die Pariser Regierung äußerte sich überhaupt nicht dazu. Und das war das Klügste, was sie tun konnte. Denn ein Abstreiten dieser in ihren Einzelheiten so interessanten Spionageaffäre wäre selbst für das Kabinett des dritten Napoleon eine zu starke Unverfrorenheit gewesen, besonders da jener Artikel in der Pariser Zeitschrift für Schiffsbau nur mit Wissen und Willen der französischen Admiralität veröffentlicht sein konnte, wahrscheinlich um dem stolzen Glauben der Engländer an ihre Überlegenheit

in Dingen der Schiffspanzerung einen schweren Stoß zu verfehen. W. R.



Phot. J. Boher.

Frauen der Beni-Mzab in einem Reisezelt.

**Die Reisezelte der Beni-Mzab.** — Der berberische Stamm der Beni-Mzab in Marokko besitzt über fünftausend Webstühle, auf denen ihre Frauen grobe, aber dauerhafte Stoffe her-

stellen, die dann weiter zu Burnussen und Teppichen verarbeitet werden. Diese Stoffe werden von den Beni-Mzab bis nach Algerien und Tunis verhandelt, und ebenso stehen diese Berber mit den Oasen der Sahara in lebhaftem Handelsverkehr.

Auf den Handelszügen nehmen sie auch oftmals ihre Frauen mit, die die Reisen in zeltartigen Aufbauten auf den Rücken der Kamele zurückerlegen. Die Frauen, die sich nicht verschleiern, tragen auf den Reisen ein loses Gewand, den Hail, umwinden den Kopf mit einem weißen oder bunten Tuch und scheiteln das Haar in der Mitte, das in mehreren, mit brauner oder schwarzer Wolle durchflochtenen Zöpfen auf die Schultern herabfällt. Unangenehm ist der Aufenthalt bei der glühenden Sonnenhitze in diesen Reisezelten nicht. Dazu kommt noch, daß die Kamele in dem berücktigten Paßgang einherschreiten, durch den das Zelt und seine Insassen in einer ständig schaukelnden Bewegung hin und her geschleudert werden.

Außerdem sind die Strecken, die täglich durchmessen werden, ziemlich beträchtlich. Denn die Karawanen legen mit den Lastkamelnen, die bei einer Last von 150 Kilogramm für 4 Kilometer eine Stunde brauchen, auf längeren Reisen täglich 25 bis 30 und auf kürzeren Reisen sogar gegen 40 Kilometer zurück. Th. S.

**Ein sparsamer König.** — Die bekannte Sparsamkeit des preussischen Königs Friedrich Wilhelm I. nahm oft recht merkwürdige Formen an. So äußerte der König eines Tages dem Oberjägermeister die Absicht, in Wusterhausen eine Jagd auf Wildschweine abzuhalten, und beauftragte ihn, ihm zuvor eine Kostenrechnung zu entwerfen. Bald erschien der Oberjägermeister und teilte dem Könige mit, daß sich die Kosten nur auf siebenhundert Taler beliefen.

„Nur siebenhundert Taler?“ rief der König außer sich vor Zorn und drohte dem Oberjägermeister, ihn und alle seine Jäger davonzujagen. Er schloß mit der Versicherung: „Ich werde Ihm zeigen, wie man eine Schweinejagd halten kann.“

Nun schickte er sofort vier Jäger in den Wald mit dem Befehl, so viel Schweine zu schießen, als sie imstande seien. Am Abend lagen achtundzwanzig Sauen zu den Füßen des Königs.



Tags darauf waren die Minister zur königlichen Tafel befohlen. Auf dieser stand in der Regel als Getränk nur Bier, zu Ehren der Gäste war aber diesmal Wein aufgesetzt. Da nahm der König wahr, daß seine Minister einen auffälligen Durst entwickelten und mehr Flaschen leerten, als der Sparsamkeit des Wirtes erwünscht war. Nach der Tafel führte er daher die Minister in den Schuppen, in dem die getöteten Wildschweine lagen, er lobte die Größe derselben und fragte, nachdem die Minister natürlich lebhaft beigestimmt, was sie wohl glaubten, daß für das Stück beim Verkauf zu erlangen sein würde. Um dem Könige etwas Angenehmes zu sagen, tarierten die Befragten das Stück weit über den damaligen Wert, zu sieben Taler, waren aber sehr unangenehm überrascht, als der König erwiderte: „Ja, ja, sieben Taler! Jeder von euch kauft jetzt eines, ihr müßet aber gleich bar bezahlen!“

So mußten denn die Herren den Beutel ziehen, und — der Verlust an Wein war gedeckt.

Einmal war ein Faß mit Aустern für die königliche Tafel angekommen, allein der Preis, zehn Taler, erschien dem König zu hoch. Die Aустern waren zur Mittagstafel bestimmt. Eine halbe Stunde vor derselben fragte der König einen Offizier aus seiner Umgebung, den Major v. Kleist, ob die Aустern wohl gut sein möchten.

„Vortrefflich sind sie,“ lautete die Antwort, „ich habe beim Vorübergehen in der Küche eine gekostet.“

„Gut,“ sagte der König, „wer eine gegessen hat, mag sie alle essen und mir das Geld, das sie kosten, wiedergeben.“

Die Aустern mußten sofort Kleist in das Haus geschickt werden und der Empfänger die zehn Taler bezahlen.

Die Kammerdiener hatten während der Krankheit des Königs einen sehr schweren Dienst bei ihm. Sie durften ihn auch während der Mittagszeit nicht verlassen und bezogen deshalb das Essen aus der Hofküche. Eines Tages aber befahl der Kranke, daß sie sich selbst beköstigen und sich das Essen von Hause kommen lassen sollten. Jeder Kammerdiener mußte dann sein Essen dem Könige vorzeigen, der bisweilen selbst davon aß oder eine Schüssel gegen eine der für ihn bereiteten austauschte.

Eines Tages erklärte er, die Krankentrost, welche die Ärzte ihm verordnet, widere ihn an, er wolle kräftigere Speisen, aß auch mit gutem Appetit grüne Erbsen mit Speck, Rohl und geräuchertes Fleisch. Der Koch, der ihm Abwechslung zu verschaffen wünschte, ließ daher eine Schnepfe braten, die dem Könige vortrefflich mundete, allein der Koch wagte den etwas hohen Preis nicht auf die Küchenrechnung, die der König täglich nachsah, zu setzen; als der Posten aber am nächsten Tage erschien, strich ihn der König, indem er sehr zornig erklärte, er wolle nicht so schlechtes Zeug, das so viel Geld koste. Auf die Entgegnung des Kochs, Seine Majestät hätten die Schnepfe tags zuvor vortrefflich gefunden, erwiderte der König: „Ich glaubte, es sei ein Geschenk, und ich aß sie nur aus Höflichkeit gegen den Geber.“

Der Koch mußte die Schnepfe aus seiner Tasche bezahlen. E. E.

**Würmer als Perlenfabrikanten.** — Nachdem man schon seit längerer Zeit vermutet hatte, daß an der Entstehung der kostbaren Schmuckperlen Fremdkörper beteiligt seien, die in die Muschel hineingerieten und nun durch den von ihnen ausgeübten Reiz eine Umhüllung mit der vom Mantel der Muschel ausgeschiedenen Perlmuttersubstanz herbeiführten, hat sich jetzt durch die Untersuchungen von Dubois, Jameson und Boutan ergeben, daß der Anstoß zur Perlenbildung von Würmern beziehungsweise von deren Larven ausgeht. Die genannten Forscher stellten ihre Untersuchungen an den leicht zu beschaffenden Miesmuscheln an, wobei sie fanden, daß hier der Kern der Perlen von der Larve eines Saugwurms gebildet wird.

Der Vorgang bei der Entstehung der Perle ist folgender. Nachdem die Larve in die Muschel eingedrungen ist, setzt sie sich an der Manteloberfläche fest. An der Bekleidung des Mantels bildet sich zuerst eine Einsenkung, die sich allmählich zu einem Grübchen erweitert und sich dann zu einem Bläschen umwandelt, das sich von der Manteloberfläche abschnürt, alsbald mehr in die Tiefe rückt und nun von dem Bindegewebe des Mantels umgeben wird. Die in dem Bläschen eingeschlossene Larve wird mehr und mehr von der Innenfläche des Bläschens

mit Perlmuttersubstanz umhüllt, ganz so, wie sonst die Oberfläche des Mantels Perlmuttersubstanz abzuscheiden pflegt. Früher oder später stirbt die Larve ab, die Ausscheidung der Perlmuttersubstanz und damit die Vergrößerung der Perle geht aber auch noch weiterhin vor sich.

Diese Feststellungen haben ihre Bestätigung und Ergänzung durch Untersuchungen an den Seeperlmuscheln Ceylons gefunden, die von Hornell und Giard vorgenommen wurden. Es ließ sich nachweisen, daß auch hier der Beginn der Perlenbildung auf eine Wurmlarve zurückgeht, nur kommt bei diesen Muscheln nicht die Larve eines Saugwurms, sondern die eines Bandwurms in Betracht. Der weitere Prozeß gleicht ganz den Vorgängen in der Miesmuschel.

Bekanntlich liefern auch die Flußperlmuscheln Perlen, die den Seeperlen an Schönheit kaum etwas nachgeben. Früher fand man sehr gute Stücke in den Flußperlmuscheln der Elz, der Olschnitz, des Regens und der Elfter. Doch verminderte sich die Ausbeute stetig mehr. Vielleicht veranlassen die neuen Forschungen dazu, in die Flußperlmuscheln künstlich Larven von Saugwürmern zu übertragen und so die Perलगewinnung aus ihnen wieder zu steigern.

Th. S.

**Mexikanische Präsidenten.** — Unter den Staatsmännern, die die Geschicke Mexikos gelenkt haben, gibt es einige, die ein näheres Eingehen auf ihre Persönlichkeiten verdienen. Zunächst wäre der 1876 verstorbene *Antonio Lopez de Santa Anna* zu nennen, der nach mehrmaliger Wiederwahl schließlich als Verbannter im Auslande starb. Ein weiteres Gewissen als dieser Santa Anna hat wohl kein anderer Staatsmann besessen. Jedes Mittel war ihm zur Durchsetzung seiner Absichten recht. Als er im Kriege mit Texas 1836 die Stadt San Antonio vor den anrückenden Texanern räumen mußte, ließ er die Brunnen der Stadt vergiften, eine Scheußlichkeit, die er später vergebens abzuleugnen und anderen in die Schuhe zu schieben suchte. Beinahe hundert Texaner starben eines qualvollen Todes, ohne daß man die Ursache der Massenerkrankungen feststellen konnte.

Wenige Wochen darauf wurde Santa Anna von einem

feindlichen Streifkorps gefangen genommen. Zu seinem Glück war seine Giftmischerei noch nicht aufgedeckt worden, sonst hätten die Texaner ihn wohl kaum nach dem baldigen Friedensschluß freigegeben.

Dabei ist ihm jedoch persönlicher Mut nicht abzusprechen. Als er 1838 die Verteidigung von Veracruz leitete, setzte er sich ohne jede Schonung seiner Person den feindlichen Geschossen aus, trotzdem er dies sehr gut hätte vermeiden können. Von einer Kugel an der Kniescheibe schwer verwundet, ließ er sich das Bein abnehmen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Nur ein Kästchen mit fünfzig Zigaretten stand neben ihm, und diese rauchte er während der Operation bis auf die letzte auf.

Mit den Staatsgeldern wirtschaftete er in unverantwortlicher Weise. Soweit es ohne Aufsehen möglich war, füllte er seine eigenen Taschen mit den Staatseinkünften. Aber auch darin war er groß, sich durch die Verleihung von industriellen Konzessionen und Lieferungen kleine Nebenverdienste zu verschaffen. Karl v. Sager, ein früherer deutscher Offizier, der in mexikanische Dienste übergetreten war, erzählt hiervon eine humorvolle Geschichte. Drei Bewerber, ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer, hatten sich gemeldet, um von Santa Anna die Ermächtigung zur Ausbeutung einer Mine zu erhalten. Der Reihe nach erbaten und erlangten sie eine Privataudienz bei dem Staatsoberhaupt. Der erste versprach ihm, im Falle, daß er bevorzugt werden sollte, fünf Prozent vom Reinertrage, der zweite eine runde Summe von hunderttausend Pesos, zahlbar nach Erteilung der Konzession, und der Engländer machte keinerlei Versprechungen. Als er aber das Zimmer verlassen hatte, sah Santa Anna ein stattliches Paket Banknoten auf dem Tische liegen. Sofort ließ er den Engländer durch einen Adjutanten zurückerufen.

„Sie haben hier Geld vergessen,“ sagte er.

„Ich?“ erwiderte mit gut gespielter Verwunderung der Engländer. „Unmöglich — ich hatte gar keines bei mir.“

„Aber diese Banknoten?“

„Sie müssen Ihnen gehören, Herr Präsident. Halten

Sie mich der Unachtsamkeit fähig, eine solche Summe zu verlieren?“

Damit setzte er seinen Hut auf und verließ das Audienz-zimmer.

Am nächsten Tage hatte er die KonzeSSION in der Tasche.

Eine andere Geschichte, die auf Santa Annas Charakter ein recht bezeichnendes Licht wirft, kam im Jahre 1844 ans Tageslicht, als er gestürzt und vom Kongreß zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt wurde — ein Ereignis, das vielen politischen Gefangenen plötzlich die Freiheit wiedergab. Unter diesen Leuten befand sich auch ein gewisser Carlos Benevusto, der seinerzeit angeblich wegen hochverrätherischer Umtriebe kurzerhand ohne jedes Gerichtsverfahren in den Kerker geworfen war. Benevusto hatte im Jahre 1842 eine reiche Silbermine entdeckt und war zu Santa Anna gekommen, um ihm für die Erlaubnis zum Abbau der Silberader eine bedeutende Summe anzubieten. Der Präsident fragte, ob außer Benevusto noch irgend ein anderer Mensch etwas von der Existenz der Mine wisse. Auf dessen verneinende Antwort bestimmte Santa Anna einen Tag, an dem sie beide die Mine zunächst in Augenschein nehmen wollten. Bis dahin sollte Benevusto niemand etwas von seiner Entdeckung verraten. So gelangte der Präsident in den Besitz des wertvollen Geheimnisses, und einen Tag darauf ward Benevusto dann plötzlich verhaftet und in eine feuchte Zelle transportiert, aus der ihn erst der Sturz Santa Annas befreite. Inzwischen hatte dieser die Silberader für sich selbst abbauen lassen, und Benevusto sah sich um Millionen betrogen. —

Ebenfalls ein recht eigenartiger Herr war der Präsident Miguel Miramon, der bekanntlich am 19. Juni 1867 zusammen mit Kaiser Maximilian standrechtlich erschossen wurde. Miramon hatte sich schon als Leutnant in eine junge Dame namens Maria Bombardo verliebt und ihr auch einen Antrag gemacht, war jedoch mit dem Bemerkten abgewiesen worden, er solle als Hauptmann wiederkommen. Der Leutnant, bis dahin durchaus kein Streber, änderte sich mit einem Schlage. Die Liebe hatte in ihm den Ehrgeiz geweckt. Nach fünf Jahren, in denen er sich mehrfach auszeichnete, war er Hauptmann.

Aber Maria Bombarbo gab sich damit nicht zufrieden. Auf seinen erneuten Antrag vertröstete sie ihn bis dahin, wo er die Majorsepauletten errungen habe, und den Major wollte sie nach weiteren zwei Jahren dann erst wieder nehmen, wenn er — General geworden sei.

Diese Stellung errang Miramon nach einer glänzenden Laufbahn im Herbst 1852. Da erst gab sich die klug berechnende Dame zufrieden und wurde seine Frau. Aber auch fernerhin sorgte sie dafür, daß ihr nunmehriger Gatte nicht etwa auf seinen bisherigen Lorbeeren einschliefe. Schließlich erreichte Miramon, und dies nicht zum wenigsten durch die klugen Schachzüge seiner Gemahlin, die Präsidentenwürde.

In dieser Stellung folgte er den Fußstapfen seines Vorgängers Santa Anna insofern bis ins kleinste, als er es gleichfalls als sein gutes Recht ansah, zunächst einmal seine eigenen Taschen zu füllen. Im Winter 1859 wurde ein verwegener Einbruch in die Staatsbank in Mexiko ausgeführt, bei dem den Räubern nicht weniger als eine Million an frisch gemünztem Goldgelde und neuen Banknoten in die Hände fiel. Es wird nun behauptet, Miramon habe den Einbrechern gegen Abtretung einer halben Million das Entkommen ermöglicht. Jedenfalls trug diese peinliche Affäre viel zu seinem baldigen Sturze bei. Später schloß er sich dann an den unglücklichen Kaiser Maximilian an, der ihn zum Großmarschall ernannte.

Bei seiner Hinrichtung bewies er jedoch, daß er neben vielen Fehlern auch manche gute Seite, so eine durch nichts zu erschütternde Unerbrotlichkeit und Anhänglichkeit besaß. Es wird erzählt, daß man ihm, nachdem er zum Tode verurteilt war, wiederholt die Möglichkeit zur Flucht verschaffte. Trotzdem blieb er. Er schätzte Maximilian so hoch, daß er ihn im Unglück nicht verlassen wollte. Charakteristisch für ihn sind folgende Worte: „Ich mag ein Schuft gewesen sein, aber ein gemeiner Feigling war ich nie.“ —

Auch einen Indianer, der dem Stamme der Zapoteken angehörte, hat Mexiko zum Präsidenten gehabt. Es war dies derselbe Mann, der Kaiser Maximilian und Miramon erschießen ließ und hierdurch seinen Namen *Carlo Benito Juarez*

mit blutigen Buchstaben in das Buch der Weltgeschichte eingetragen hat. Bevor Suarez zum Präsidenten gewählt wurde, bekleidete er den Posten eines Finanzministers. Wenn er als solcher auch nie in seine eigene Tasche gewirtschaftet hat, so zeigte er doch eine unglaubliche Gewissenlosigkeit bei dem Erfinden von Mitteln und Wegen, um die Staatskassen zu füllen. Daß er Ausländern „gespidte“, das heißt wertlose Gold- und Silberminen, in deren oberste Erbschichten Gold- und Silberstücke von verlockender Größe vorher eingegraben worden waren, als großartige Kapitalanlagen empfahl und teuer verkaufte und nach berühmten europäischen Mustern die Gold- und Silbermünzen durch Beifügung unedlen Metalles um die Hälfte ihres Wertes verschlechterte, wurde ihm von seinen eigenen Landsleuten nicht weiter verübelt. Dabei besaß Suarez jedoch ein außergewöhnliches staatsmännisches Talent, verbunden mit größter Schlaubeit und Rücksichtslosigkeit, Eigenschaften, die er allerdings zumeist nur zum Besten seines Vaterlandes, nie zu seinem eigenen Wohle, ausnützte. Und dieser Umstand bildet in seinem Charakterbilde, das durch die Unterzeichnung des Todesurteils gegen den so hochgesinnten österreichischen Kaisersohn für alle Zeiten getrübt ist, einen wenigstens etwas versöhnenden Lichtpunkt. W. R.

**Mann oder Weib?** — Die Zahl der Fälle, in denen Männer und Frauen von dem unwiderstehlichen Drang ergriffen werden, die Kleidung des anderen Geschlechts anzulegen, ist nach sorgfältigen wissenschaftlichen Beobachtungen größer, als in der Öffentlichkeit laut wird. Dieser Drang ist nicht eine Nebenerscheinung großstädtischer Treibhauskultur, sondern er beruht auf einer eigenartigen Entwicklung des Gefühlslebens, was schon dadurch hervorgeht, daß er sich auch bei Naturvölkern vorfindet. Beispielsweise berichtet der Afrikaforscher Baumann von einem Suaheli in Deutsch-Ostafrika, der sich mit weiblichem Schmuck zu behängen pflegte und auch ein weibliches Gebaren zur Schau trug.

Man bezeichnet Menschen mit einer solchen Neigung zur Verkleidung wissenschaftlich als Transvestiten.

Eine Transvestitin, die einem sehr einfachen Lebenskreise

angehört und von aller Hochkultur völlig unberührt ist, führt unser erstes Bild vor. Es handelt sich hier um die 87jährige



Die 87jährige Moni Hasbichl von Grainbach.

Moni Hasbichl, die in Grainbach am Fuß des Hochriß in den bayrischen Alpen lebt. Die Alte bekleidet sich an den Werktagen mit Hose, Weste und Zipfelmütze und liebt es auch,



täglich drei bis fünf Pfeifen Tabak zu schmauchen, was sie übrigens ohne Gesundheitschädigung schon seit ihrer Jugend



Joseph Meissauer aus Mühldorf am Inn.

tut. Auch zeigt sie eine etwas männlich gefärbte Lustigkeit, und es bereitet ihr ein großes Vergnügen, das Schubplatteln der jungen Burſchen mitzumachen. Nur Sonn-

tags, wenn sie sich zum Kirchgang begibt, legt sie Frauenkleidung an.

Ein treffliches Gegenstück zur Moni Hasbichl stellt der Kaufmann Joseph Meissauer aus Mühlendorf am Inn dar, den unser zweites Bild zeigt. Meissauer stammt aus einer bayrischen Bauernfamilie. Nach seinen eigenen Angaben fühlte er den Drang, sich weiblich zu kleiden, schon in der Jugend. In Männertracht ist er stets niedergedrückt und wird sogar von Selbstmordgedanken heimgesucht. Dagegen schwinden alle trüben Vorstellungen, sobald er sich in Frauenkleidern bewegt.

Wiederholt ist Meissauer wegen des Tragens von Frauenkleidern angeklagt, allerdings stets freigesprochen worden. Um weiteren Anklagen zu entgehen, hat er sich vor kurzem an das Berliner Polizeipräsidium gewandt und um die behördliche Erlaubnis zum Anlegen von Frauenkleidung nachgesucht. Diese ist ihm denn auch durch eine Verfügung des Polizeipräsidenten bewilligt worden.

Infolgedessen kleidet sich jetzt Meissauer beständig als Frau und bedient als solche in seinem Laden. Seine Kunden nennen ihn allgemein Fräulein Marie. Th. S.

**Der erste Bettler auf der Greifswalder Die.** — Zu der Universitätsstadt Greifswald in Pommern gehörte das kleine Ostseeinselchen Die. Dieses Inselchen mit seinen waldigen Höhen wies nur wenige Bauernhöfe auf und wurde selten von Fremden besucht. So war bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch niemals ein Bettler auf der Insel erschienen. Da geschah es einmal in einem strengen Winter, als die See von Peenemünde bis nach der Insel hin zugefroren war, daß ein Bettler auf den Einfall kam, die Eisbahn zu benützen und auf dem kleinen Inselchen sein Glück zu versuchen. Der alte Mann kam, ohne daß ihn jemand bemerkt hatte, auf der Insel an und stellte sich sogleich in die offene Tür des ersten Hauses, auf das er traf. Hier fing er nach Bettlerart zuerst an, ein kurzes Gebet herzusagen und dann ein frommes Lied zu singen. Das hatten die Dier noch niemals gehört. Alles, was in dem Hause war, kam herbei, und schließlich führte man ihn in die warme Stube, wo er bewirtet und reichlich beschenkt

wurde. Dann geleiteten sie ihn im Triumphe zum nächsten Hause, wo er wieder singen und beten mußte, worauf er dann weitergeführt wurde, bis groß und klein, Herrschaft und Gesinde um ihn versammelt war. Die guten Leute überschütteten ihn mit Geschenken, so daß er kaum imstande war, alles fortzutragen. Auch Geld bekam er, dreifach so viel, als er hätte erwarten können. Als er endlich die Insel verließ, waren die Leute sehr traurig, und er mußte ihnen versprechen, daß er recht bald wiedertommen werde. C. T.

**Wie der Kinematograph erfunden wurde.** — Sir John Herschel († 1872), der weltberühmte Gelehrte, saß mit einem Freunde beim Mittagsmahl. Sie hatten bereits den Nachtißch in Angriff genommen, und in behaglicher Muße nahm der Freund eine Birne und wirbelte sie am Stengel zwischen seinen Fingern in der Luft herum. Schweigend schaute Herschel ihm zu, und sein allzeit geschäftiges Hirn zog aus dem, was er da wahrnahm, weitgehende Schlüsse. Er überraschte schließlich seinen Gast durch die Frage: „Was meinen Sie, ist's möglich, daß man zu gleicher Zeit an einem Schillingstück die Vorder- und die Rückseite sehen kann?“

„O ja,“ antwortete der Gefragte, zog einen Schilling aus der Tasche und hielt ihn gegen den Spiegel.

„So meine ich es nicht,“ erklärte Sir John, der von der sich drehenden Birne gelernt hatte, und den Schilling ergreifend, drehte er ihn blißschnell zwischen Daumen und Zeigefinger auf der Tischplatte herum. „Jetzt bringen Sie die Augen in die gleiche Höhe mit der Tischkante,“ sagte er, „dann werden Sie zur selben Zeit beide Seiten der Münze erblicken.“

Auf diese Weise und bei dieser Gelegenheit war es, daß Sir John Herschel das optische Gesetz von der „Beharrlichkeit des Erschauten“ entdeckte, auf dem unsere jetzigen Kinematographenvorfürhrungen beruhen.

Schon sehr bald nach Feststellung dieses Gesetzes kam ein erfinderischer Kopf, der davon hörte, ein gewisser Fitton, auf den Gedanken, das erste „lebende“, sich scheinbar bewegende Bild danach herzustellen. Es war noch sehr einfacher Natur. Er zeichnete auf einer Seite einer Papptafel einen Vogel,

auf der anderen ein Vogelbauer und hängte die Tafel zwischen zwei Seidenfäden auf. Drehte man die Fäden umeinander, so schwang das Täfelchen wie ein Kreisel in der Luft herum, und gemäß dem Gesetze von der Beharrlichkeit des Erschauten erblickte das Auge des Beschauers den Vogel innerhalb des Käfigs, der doch getrennt von dem Tierchen auf der anderen Seite der Karte zu sehen war. Diese Erfindung wurde auf mancherlei Weise ausgebeutet und lieferte eine Menge drolliger Spielsachen, die nach und nach immer zusammengesetzter auftraten, jedoch noch allesamt mit der Hand gezeichnet wurden.

Erst im Jahre 1877 kam jemand auf den Gedanken, die Photographie zur Herstellung solcher beweglichen Bilder zu benutzen. Das war aber damals noch eine unbeholfene Sache. Durchsichtige Filme gab es zu der Zeit noch nicht, das Zelluloid war noch nicht einmal erfunden; selbst Augenblicksphotographien waren ungewöhnliche Leistungen. Wenn demnach ein experimentierender Photograph von einem sich bewegenden Wesen, wie zum Beispiel einem laufenden Pferde, hundert aufeinander folgende Aufnahmen machen wollte, so war er genötigt, hundert Kameras in einer Reihe aufzustellen, da er jede nur mit einer aufnahmebereiten Platte versehen konnte.

Der erste, der diese Heldenthat unternahm, war ein gewisser Muybridge. Er ließ eine hohe Mauer kreideweiß anstreichen. Dann stellte er daneben in geringen Zwischenräumen dreißig photographische Apparate auf, und zwischen diesen und der Wand mußte ein Pferd entlang galoppieren. Indem es dahinrannte, nahm eine Kamera nach der anderen sein Bild auf, denn jede war mit einem Arrangement elektrischer Drähte in Verbindung gesetzt, und das Tier selber setzte in seinem Vorschreiten die einzelnen Drähte in Thätigkeit, so daß sie den betreffenden Linsendeckel aufhoben, damit also die Aufnahme vor sich gehen konnte. Bei der Fertigstellung hob sich dann das Pferd von der leuchtend weißen Wand als eine schwarze Silhouette ab.

Die Platten waren in jener Zeit noch nicht so empfindlich, um jede Einzelheit an dem sich vorbeibewegenden Objekt wiederzugeben. Waren aber hernach die einzelnen Aufnahmen

aufgezogen und in der gehörigen Reihenfolge zusammengefügt, und wurden sie in einem besonders dafür hergerichteten Instrument mit der entsprechenden Schnelligkeit an dem Beschauer vorbeigeführt, so gaben sie doch ein erstaunlich deutliches Bild von den fortlaufenden Bewegungen des galoppierenden Pferdes, erregten auch ein gewaltiges Aufsehen — nicht nur bei dem breiten Publikum, sondern auch in den Kreisen der Künstler und der Gelehrten.

Es dauerte bis zum Jahre 1890, ehe man die erste Kinetographenkamera erfand, wie man sie jetzt benützt, mit dem automatisch abrollbaren Zelluloidfilm, auf dem nunmehr Aufnahme über Aufnahme, jede im sechzehnten Teil einer Sekunde, gemacht werden, alle in einem und demselben Apparat. Daß sich seitdem auch die Methode der Vorführung schrittweise immer mehr vervollkommnete, versteht sich von selbst, und so ist es dahin gekommen, daß kein beliebteres Volksbelustigungsmittel in kleinen und großen Städten sowie auf den Jahrmärkten, Schützen- und Kirchweihfesten ländlicher Gegenden existiert als der Kinetograph, volkstümlich „Kinetopp“ genannt, der sich also aus Sir John Herschels tanzender Birne entwickelt hat. C. D.

**Die Wahrheit über Freund Lampe.\*)** — Rein wildelebendes Tier unserer einheimischen Tierwelt ist seinem Äußeren nach bei jung und alt so bekannt als der Hase, keines auch als Wildbraten so geschätzt und daher so vielen Verfolgungen durch das Schrot des Jägers und die heimtückische Drahtschlinge des Wilderers ausgesetzt wie der flinke Löffelträger. Die Popularität Meister Lampes erstreckt sich jedoch nur auf sein Äußeres. Denn was die meisten von seinen sonstigen Eigenschaften zu wissen glauben, beruht zum größten Teil auf Märchen.

Vor mir liegt ein Band der neuesten Ausgabe eines weltbekannten Lexikons. In diesem Bande stehen unter „Hase“ die Sätze: „Seine Augenlider sind sehr kurz, und er schläft daher mit offenen Augen.“ — Diese Behauptung ist falsch.

---

\*) Anlässlich des Artikels „Gasenmur“ im 5. Bande sind uns viele Zuschriften zugegangen, die sich mit dem Thema beschäftigten. Wir greifen daher gerne nochmals auf den Gegenstand zurück.

Man mache sich einmal die geringe Mühe und untersuche einen geschlossenen Hasen daraufhin. Dann sieht man sofort, daß sich die Lider ohne alle Mühe über die Augäpfel drücken lassen und diese vollkommen bedecken.

Wie ist nun dieses alte Märchen entstanden? Einfach dadurch, daß man höchst selten einen Hasen mit geschlossenen Augen in seinem Lager beobachten kann. Meister Lampe besitzt nämlich ein so ausgezeichnetes Gehör, daß man wirklich fast sagen kann, er hört das Gras wachsen. Außerdem ist die Erde ein vorzüglicher Schalleiter, und selbst auf dem weichsten Boden bemerkt deshalb der Hase, mag er auch noch so fest schlafen, jeden Näherkommenden und reißt erschreckt die Augen auf. Wenn er trotzdem noch regungslos sitzen bleibt, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß er vielleicht doch nicht erwacht ist, und daß die Augen schon vorher offen gewesen sein können. Der schlaue Löffelträger hofft eben, daß ihn sein erdfarbener Pelz vor dem Erblicktwerden schützen wird — das ist die einzig richtige Lösung.

„Oft, besonders bei warmem Wetter,“ so erklärt ein Weidmann, „vertraut der Hase so sehr diesem Schutz, daß er buchstäblich getreten werden muß, ehe er aufsteht. Ich habe schon öfters auf der Hühnerjagd einen ausgewachsenen Hasen aus den Rüben hochgehoben, allerdings, um ihn baldigst wieder loszulassen, denn solch ein Bursche trakt und schlägt ganz verteufelt um sich. Einem meiner Bekannten wurde bei einer solchen Gelegenheit eine Armwunde gerissen, an der er fast verblutete. Jüngst erblickte ich, über eine Furche weg schreitend, plötzlich vor mir einen Hasen, auf den ich unfehlbar beim Fortschreiten getreten wäre. Ich sah mir eine ganze Weile die mit festangelegten Löffeln zu meinen Füßen sitzende Hasenmama, denn eine solche war es, an und hob dann den Fuß, um über sie wegzuschreiten. Sowie ich den Fuß hob, zuckte Mama Lampe merklich zusammen, rührte sich sonst aber nicht. Ich stellte den Fuß wieder zurück und wiederholte die Sache wohl ein halbes Duzendmal.“

Dem Hasen wird ferner nachgesagt, er sei außerordentlich wasserscheu, da er nicht schwimmen könne. Das ist ebenfalls unrichtig. Auch dieses Märchen wird aus dem Grunde entstanden

sein, weil sich nicht häufig Gelegenheit bietet, Meister Lampe als Schwimmlünstler zu bewundern. Unser Gewährsmann hat die Erfahrung gemacht, daß der Hase nicht nur vor dem verfolgenden Hunde Wassergräben und Flüsse durchschwimmt, sondern dies auch ganz freiwillig tut, um auf der anderen Seite des Wassers nach reicherer Nahrung zu suchen. Viele kundige Weidmänner behaupten sogar, daß er das feuchte Element ganz gern aufsucht. Ein bayrischer Förster erklärt hierzu zum Beispiel folgendes: „Es ist den Jägern in den oft überschwemmten Bruchgegenden wohl bekannt, daß der Hase sich zunächst die ihm zusagende Deckung ausucht, und daß es ihm des weiteren dann vollkommen gleichgültig ist, ob sein Lager handhoch im Wasser liegt oder vollständig trocken ist. Und zwar trifft das nicht etwa nur für die heißen Sommertage zu, in denen ja auch anderes Wild so gern Wasserlachen zur Kühlung aufsucht, sondern ich fand mehrfach Hasen in ziemlicher Anzahl im schönsten Gemisch von Schnee, Eis und Wasser im Schilf sitzen, aus dem sie bei meinem Nahen herausfahren, daß sie in eine Wolke von Spritzwasser gehüllt waren. Und trotzdem war stets trockener Boden, Ackerland und bergleichen in der Nähe. Auch habe ich beobachtet, daß der Hase bei Waldbreijagden anstatt geräuschlos auf dem trockenen Moose mit lautem Planschen den Jäger im nassen Bruch anläuft. So unsinnig uns das auch scheint, er wird schon seinen Grund dafür haben, genau so, wie wenn er gewandt und rasch, fast wie ein Fischotter, einen Fluß durchschwimmt. Spaßig ist es nur, daß viele Jäger mit fanatischer Bestimmtheit versichern, wenn der Hasenbalg naß sei, so schüge das Schrot nicht so gut durch. Es wird wohl aber daran liegen, daß man bei trübem, feuchtem Wetter schlechter schießt oder vielleicht auch das Pulver an Treibkraft einbüßt.“

Schließlich sei hier auch Meister Lampe gegen den ihm nur zu häufig gemachten Vorwurf besonders großer Feigheit verteidigt. Daß er vor seinen Feinden, unter denen hauptsächlich der Mensch und der Fuchs zu nennen ist, das „Hasenpanier“ ergreift — welches Tier täte dies wohl nicht! Andererseits sind Fälle bekannt, in denen Hasenmütter ihre Jungen gegen

Angriffe aufs tapferste verteidigt haben. „Einmal,“ so erzählt ein Forstmann, „wurde ich bei einem Pirschgang durch das laute Geschrei von Krähen auf eine Szene aufmerksam, die zu dem Eigenartigsten gehört, was ich während meiner Praxis in meinem Revier erlebt habe. Vorsichtig durch eine Tannenschonung mich heranschleichend, gewahrte ich vier Krähen, die unter wütendem Geträchz stets aufs neue auf einen Junghasen herabstießen, der schon völlig ermattet im Grafe des Waldraines lag. Neben dem Junghasen hockte ein zweiter, ausgewachsener Hase, der jedesmal empor schnellte und nach den Krähen biß, sobald eine einen neuen Angriff wagte. Nachdem ich mehrere Minuten diesem Kampfe zugeschaut hatte, bemerkte ich, wie von einem nahen Hochwaldstreifen drei weitere Krähen herbeiflogen, offenbar durch das Geschrei ihrer Artgenossen herbeigelockt. Gegen diese Übermacht wird sich der tapferere Verteidiger nicht lange halten können, sagte ich mir und erwartete, daß der Hase nun schleunigst flüchten und das junge Tier seinem Schicksal überlassen würde. Weit gefehlt. Meister Lampe blieb auf seinem Posten, trotzdem unter den Schnabelhieben der Krähen die Wolle aus seinem Pelz in großen Floden herumflog. Die Art des Hasen, die Vögel abzuwehren, sah bisweilen geradezu possierlich aus. Oft schnellte er sich in offenerer Wut fast einen Meter hoch in die Luft, die großen Löffel zum Schutz des Genickes dicht anklatschend, oft wieder richtete er sich auf den Hinterläufen auf und schlug mit den Vorderläufen nach seinen Segnern. Trotzdem merkte ich sehr bald, daß seine Kräfte erlahmten. Bisweilen saß er schon für Sekunden regungslos neben dem hingestreckten Junghasen und ließ teilnahmslos alles über sich ergehen. Ein Schuß aus dem Schrotlauf meiner Büchsfinte änderte dann schnell das Bild, und drei Krähen büßten diesen Überfall mit ihrem Leben. Meister Lampe war auf den Schuß wie ein Blitz in der Schonung verschwunden. Den Junghasen nahm ich mit nach Hause, wo er sich bald erholt und später vollständig zahm wurde.“

W. R.

**Eine Raupenplage im Winter.** — Eine merkwürdige Naturerscheinung wurde vor hundert Jahren, im Januar und Februar des Jahres 1812, im südöstlichen Thüringen und dem



benachbarten Voigtland beobachtet. Zur genannten Zeit tummelten sich nämlich auf höher gelegenen und freien Stellen jener Gegend auf dem Schnee unzählige Raupen. Im Saalfeldischen beobachtete man deren sogar zwei verschiedene Arten. Die eine war ungefähr einen Zoll lang und so dick wie das Mundstück einer gewöhnlichen Tonpfeife, hatte einen herzförmigen, glänzend schwarzen oder dunkelbraunen Kopf und einen zwölfmal gegliederten Leib mit acht Paar Füßen. Die Farbe des Leibes war verschieden, doch zeigte er oben stets drei helle Längsstreifen.

Man nahm an, daß es sich um Raupen des Nachtfalters *Phalaena* handle.

Die zweite, meist auf den Blößen des Thüringer Waldes gefundene Art war erheblich kleiner und hatte entweder einen glänzend schwarzen oder aber einen kastanienbraun gefärbten, etwas flachen Kopf mit zangenförmigem Maul. Der walzenförmige Leib war zwar gleichfalls zwölfmal gegliedert, hatte aber nur vorn drei Paar Füße. Man sprach diese Tiere daher als Käferlarven an, die zu dem schwarzbraunen Warzenkäfer (*Cantharis fusca*) und verwandten Arten gehörten.

Diese letztgenannte Larvenart war es auch, die im Voigtland beobachtet wurde. Wohl mit Recht nahm man an, daß die einige Zeit vorher herrschende, dann plötzlich mit einem Wettersturz endende warme Witterung die Tiere zu so ungewöhnlicher Jahreszeit hervorgehört habe; andererseits konnte es zu damaliger Zeit natürlich nicht ausbleiben, daß die allerdings absonderliche Naturerscheinung auch mancherlei abergläubische Befürchtungen hervorrief.

Die unerwarteten Gäste mußten ihren Vorwitz aber sehr schnell büßen, denn sie erfroren sehr bald. —ze.

**Respirator „Lungenheil“.** — In der Internationalen Hygieneausstellung Dresden 1911 bildete in der Abteilung „Wissenschaftliche Instrumente“ der durch Patent geschützte Respirator „Lungenheil“ einen Hauptanziehungspunkt. Und daß die Ärzte sich sehr eingehend mit diesem Apparat und seiner allgemeinen Anwendung und Einführung auch bereits im Auslande beschäftigten, geht aus dem Umstande hervor, daß

die Vorführung und Besprechung dieses Apparates wegen der Pestgefahr auf die Tagesordnung des im Dezember 1911 in Tiflis tagenden ärztlichen Kongresses gesetzt wurde. Sowohl bei Fachleuten wie bei Laien findet „Lungenheil“ ungeteilte Anerkennung.

Ein besonderer Vorzug des Apparates ist darin zu erblicken,



Respirator „Lungenheil“.

daß zu beiden Seiten sich leicht und sicher öffnende und schließende Ventile der einströmenden und der ausgeatmeten Luft besondere Wege zuweisen. Wird — wie bei anderen Respiratoren — durch denselben Wattebausch ein- und ausgeatmet, so tritt durch den in der Ausatemungsluft enthaltenen Wasserdampf eine Durchfeuchtung der Watte und hierdurch eine wesentliche Erschwerung der Atmung ein. —n.

**Eine folgenschwere Ohrfeige.** — Algerien, das alte Numidien, ehemals eine Provinz des römischen Weltreiches, entwickelte sich seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu jenem türkischen Seeräuberstaat, der dann zweihundertdreißig Jahre lang der Schrecken der schiffahrttreibenden Kulturvölker

war. So zahlten dem Herrscher von Algerien, dem *Dei*, noch 1820 Portugal, Sardinien, Dänemark und Schweden Tribut, und selbst die Seemacht England mußte sich dazu verstehen, dem *Dei* bei jedem Konsulwechsel ein Geschenk von sechshundert Pfund Sterling zu machen. Die Gefangenen, die die algerischen Piraten auf ihren Raubzügen erbeuteten, wurden als Sklaven verkauft. Unzählige Christen schmachteten in der Gefangenschaft der Türken, und doch konnten die europäischen Staaten sich zu keiner gemeinsamen entscheidenden Unternehmung gegen diese Geißel des Mittelmeeres auftraffen. Diese für ganz Europa unwürdigen Zustände dauerten bis zum Jahre 1827, denn endlich hatte die Regierung in Paris eingesehen, welche Bedeutung Algerien als Kolonialbesitz gerade für Frankreich haben könnte, und war nunmehr einzig und allein darauf bedacht, einen Anlaß zu einem Feldzuge gegen den *Dei* künstlich heraufzubeschwören, ohne daß den anderen Mächten Gelegenheit zur Einmischung gegeben werden sollte.

Während der Expedition Napoleons nach Agypten im Jahre 1798 hatten algerische Kaufleute für Frankreich Getreide geliefert, das immer noch nicht bezahlt worden war. Um seinen Untertanen zu ihrem Recht zu verhelfen, nahm sich der damals regierende *Dei* Hussein der Angelegenheit an, forderte aber so unverschämt hohe Summen von der französischen Regierung, daß diese darauf überhaupt keine Antwort erteilte, vielmehr ihren Konsul Deval schleunigst mit den nötigen Instruktionen verfab, um diesen Getreidehandel zu dem so heiß ersehnten Anlaß zu einem Kriege aufzubauschen.

Am 2. März 1827 ließ der über das hartnäckige Schweigen Frankreichs bereits ergrimnte *Dei*, der sich noch immer als Beherrscher aller Meere fühlte, Deval in seinen Palast rufen. Doch der Konsul erschien erst drei Tage später und nicht etwa in der vorgeschriebenen Galauniform, sondern im Reitanzug, eine Reitgerte in der Hand.

Die Wut des jähzornigen Hussein steigerte sich durch diese offenbare Nichtachtung seiner Herrscherwürde noch mehr. Erregt fuhr er Deval an, warum denn die französische Regierung auf seine Forderungen bisher keine Antwort erteilt habe.

„Weil diese Forderungen so unverschämt sind, daß nur ein algerischer Dei sie stellen kann,“ soll der Konsul, dabei mit der Reitpeitsche nachlässig spielend, erwidert haben.

Raum waren diese Worte heraus, als der Dei auch schon ausholte und Deval eine mächtige Ohrfeige versetzte.

„Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen,“ rief der Franzose, verließ den Palast und begab sich sofort an Bord der im Hafen von Algier liegenden französischen Fregatte „Terrible“.

Die in der Person ihres Vertreters so schwer beleidigte französische Nation schnaubte natürlich nun Rache. Der Schlußakt dieses Possenspiels der Weltgeschichte begann, der Krieg gegen Algerien, zu dem die denkwürdig gewordene, absichtlich herbeigeführte Ohrfeige die äußere Veranlassung hergeben mußte.

Schon am 12. Juni erschien ein französisches Geschwader, das in Toulon bereits segelfertig gewartet hatte, vor Algier und blockierte sämtliche Häfen. Und drei Jahre später, am 5. Juli 1830, ergab sich der Dei, dem die Sieger großmütig sein Privatvermögen beließen, dafür aber den ferneren Aufenthalt im Lande verboten.

W. R.

**Sonnenmaschinen.** — Ein ungeheurer Kraftvorrat ist in den Wärmemengen aufgespeichert, die uns die Sonne zusendet. Ihre Ausnützung für menschliche Zwecke wird jetzt wenigstens teilweise in Angriff genommen. So besteht in Kalifornien eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Sonnenwärme, die den ersten Versuch auf einer Straußenfarm in Südpassadena angestellt hat. Es ist hier ein Apparat erbaut worden, der aus achtzehnhundert kleinen Spiegeln besteht, die zu einem Parabolspiegel von zehn Meter Durchmesser zusammengesetzt sind. Die auf ihn auffallenden Sonnenstrahlen werden auf einen Dampfkessel gelenkt, in dem durch die Erhitzung Dampf von zwölf Atmosphären erzeugt wird. Der Dampf wird einer fünfzehnpferdigen Dampfmaschine zugeführt, die eine Zentrifugalpumpe treibt, wodurch Wasser für Bewässerungszwecke gehoben wird. Außerdem wird durch die Dampfmaschine eine Dynamomaschine zur Erzeugung von Licht getrieben. Entsprechend der Drehung der Erde wird die Spiegelanlage durch

ein elektrisches Uhrwerk alle zwanzig Sekunden um ein kleines Stück gedreht, damit die Sonnenstrahlen stets senkrecht auf den Parabolspiegel auftreffen.

Billiger als diese Einrichtung ist eine von dem Ingenieur Schumann konstruierte Sonnenmaschine, die in Lacona in Pennsylvanien in Gebrauch ist. In einem Kasten von hundert Quadratmeter Fläche, der auf der Erde steht und durch zwei Lagen Fensterglas geschlossen ist, liegen dicht nebeneinander schlangenförmig gebogene Metallröhren, die schwarz angestrichen sind. Die Röhren sind mit Äther gefüllt. Die Sonnenstrahlen bringen nun den Äther zur Verdampfung, und die Dämpfe treiben eine Dampfmaschine. Diese Maschine liefert in den Sommermonaten 3,5 Pferdekräfte bei einem Druck von 6,3 Atmosphären. Durch die Maschine wird Wasser auf die Felder gepumpt. Die Ätherdämpfe gelangen, nachdem sie die Dampfmaschine passiert haben, in einen Röhrenkondensator, wo sie verdichtet werden. Der sich niederschlagende Äther fließt in die schwarzen Schlangentröhen des Kastens zurück, so daß er nun wiederum verdampft werden kann. Die Kosten dieser Anlage betragen nur sechstausend Mark. Th. S.

**Bismarckerinnerungen.** — Während des französischen Krieges tabelte einer der deutschen Fürsten im Gespräch mit Bismarck die gar zu reichliche Verleihung des Eisernen Kreuzes.

Bismarck war jedoch anderer Ansicht, die er mit den folgenden Worten begründete: „Die Verleihung dieses Kriegsordens erfolgt aus zweierlei Gründen: entweder haben es die damit Geschmückten verdient, dann läßt sich nichts dagegen einwenden, oder es wurde lediglich aus Courtoisie gegeben, wie Eurer Hoheit und mir, dann läßt sich auch nichts dagegen erinnern.“

Dem hohen Herrn soll diese Erklärung so sehr eingeleuchtet haben, daß er von weiteren Bemerkungen abstand.

Als Bismarck sich zu den Friedensverhandlungen nach Frankfurt begab, trug er Zivilkleidung. Der Oberkellner im Schwanen, an die Kürassieruniform bei ihm gewöhnt, konnte nicht unterlassen, seiner Begrüßung die Worte der Übertaschung beizufügen: „Beinahe hätten wir Erzellenz nicht erkannt.“

„Da wäre es Ihnen wie den Franzosen ergangen,“ antwortete

der Reichskanzler lachend, „die erkannten uns auch nicht eher, als bis wir die Uniform angelegt hatten.“ —tt.

**Wie doch die Zeit vergeht!** — Das ist wohl eine der häufigsten Klagen, die wir im Familien- und Bekanntenkreis vernehmen. Und eine Klage oder mindestens ein Bedauern schließt der Ausruf doch fraglos in sich, wenigstens im allgemeinen. Denn wer das schnelle Dahinschwinden der Zeit aus irgend einem Grunde mit freudigen Gefühlen begrüßt, oder wer ihm auch nur mehr oder weniger gleichgültig gegenübersteht, der wird jenen Gedanken kaum hegen, ihm daher auch nicht Ausdruck verleihen.

Die Äußerung tönt uns, wenn wir von besonderen Gelegenheiten wie Festtagen, Ferien, Reisen und dergleichen angenehmen Abwechslungen von kurzer oder bestimmter Dauer absehen, im allgemeinen meist nur aus dem Munde älterer Personen entgegen. Und in der Tat — haben wir nicht alle auch selbst das Gefühl, als ob der Zeit mit jedem Jahr neue Flügel wüchsen, sie immer eilender entflöhe? Dabei wissen wir doch, daß unsere Erde sich heute mit nur genau der gleichen Geschwindigkeit um ihre Achse dreht und ihre vorgeschriebene Bahn wandelt wie zur Zeit unserer Kindheit!

Welches sind also wohl die Ursachen dafür, daß uns mit zunehmenden Jahren die Zeit immer schneller zu enteilen scheint?

Wie schon die Fragestellung andeutet, kommen ihrer zweifellos mehrere in Betracht. Das Kind und die Jugend, die das Leben „vor sich haben“ und von ihm die Erfüllung ihrer Träume erwarten, leben mit ihren Gedanken mehr oder weniger in der Zukunft. Das Kind kann die Zeit nicht erwarten, bis es zur Schule kommt. Ist dieses erste Ziel erreicht, der Reiz der Neuheit verflogen, so stellt sich wohl bald die Sehnsucht ein, dieser Schule erst wieder entwachsen zu sein — wie der Wunsch, erst „groß“ zu sein, wohl in den meisten Kinderherzen einen breiten Raum einnimmt. Nach der Schulzeit tritt dann das Streben nach einer zusagenden und gesicherten Lebensstellung mit den hierzu nötigen Vorbereitungen in seine Rechte; dann erwacht allmählich das Verlangen, ein eigenes Heim zu gründen. Aber all diesem Vorausdenken und Vorwärtstreben,

Wünschen und Hoffen findet sich naturgemäß wenig Zeit und Gelegenheit, rückwärts zu denken, und noch viel weniger kann der Gedanke oder gar der Wunsch aufkommen, dem gleichmäßig dahineilenden Rad der Zeit in die Speichen zu fallen — nein, eher das Gegenteil! Und drängt sich doch einmal verstoßen der Gedanke an den schon hinter uns liegenden Lebensabschnitt auf, so scheint uns dieser nicht allzuviel Bemerkenswertes aufzuweisen; erst die Erinnerung späterer Jahre läßt uns als solches so manches erkennen oder erscheinen, was wir aus der Nähe wenig beachtenswert hielten. Auch mutet uns die zurückgelegte Wegstrecke noch gar so kurz an, zumal gegenüber der, die uns noch bevorsteht: wir sind ja noch so „jung“, so wanderlustig, wandermutig!

Noch eine Spanne Zeit aber, dann kommen so ganz allmählich die Jahre, da uns bewußt wird, wie „alt“ wir im Grunde genommen doch schon sind, was wir bereits erlebt und — verloren haben, wie weit wir schon zurückdenken können. Und nun gewahren wir plötzlich zum ersten Male und mit leisem Erschrecken: „Wie doch die Zeit vergeht!“

Und haben wir diese „Entdeckung“ erst einmal gemacht, so geht es uns mit ihr genau wie mit so mancher anderen, bisher wenig oder gar nicht beachteten Erscheinung — sie tritt uns immer häufiger und allein schon durch diese Wiederholung viel auffallender entgegen. Dazu kommt noch, daß jene Zeiten, da wir Großes, wenn nicht alles von der Zukunft erhofften und erträumten, wohl allmählich, aber mit Naturnotwendigkeit sich in das Gegenteil verkehren. Es kommen langsam die Jahre, da wir für uns selbst von der Zukunft wenig oder nichts mehr erhoffen, ja erhoffen dürfen.

In gleichem Maß wendet sich nun der Blick immer mehr der Vergangenheit zu, die dank der glücklichen, nur zuweilen künstlich oder gewaltsam ertöteten Anlage im Menschen, das weniger Gute zugunsten des Besseren aus dem Gedächtnis zu verbannen, um so mehr in rosigem Licht erscheint, je weiter sie hinter uns liegt — bis wir schließlich nur noch „von der Erinnerung zehren“, die uns in jene längst vergangenen Zeiten zurückführt.

Aber nicht nur längere Zeiträume wie Jahre und Jahrzehnte scheinen uns mit zunehmendem Alter schneller dahinzuschwinden, auch der einzelne Tag selbst. So haben wir das Gefühl, oder wir stehen unter Umständen auch schon der greifbaren Tatsache gegenüber, in unserer gewöhnlichen Tagesarbeit nur mit Mühe oder überhaupt nicht mehr das leisten zu können wie noch vor kurzem. Geist und Körper — und das ist ein an sich bei gewissem Alter zwar natürlicher, durch verkehrte Lebenshaltung und ihre Folgen aber häufig verfrühter oder verschärfter Vorgang — arbeiten allmählich langsamer. Das Denken, die Umkehrung des Gedankens in die Tat und seine vollständige Ausführung beanspruchen nach und nach immer mehr Zeit.

So werden wir denn mit unserer täglichen Arbeit allmählich immer schwieriger und schließlich überhaupt nicht mehr in der gewohnten Zeit fertig. Und diese Tatsache erpreßt uns dann auch wieder den Seufzer: „Wie doch die Zeit vergeht!“

Schließlich mögen dann noch zwei Dinge hinzukommen. Wenn die Höhe des Lebens überschritten ist, beginnen wir unwillkürlich — genau wie der Schüler in der zweiten Ferienhälfte — allmählich immer mehr mit dem unausbleiblich nahenden Ende zu rechnen. Wir schöpfen nicht mehr aus dem Vollen, sondern beginnen mit der Zeit, deren rechten Wert wir vielleicht jetzt erst voll erkannt haben, zu sparen und zu geizen für das, was unserem Herzen, unserem Streben am nächsten liegt, und was uns am nötigsten und wichtigsten scheint. Damit erhöht sich das Bedauern darüber, daß die Zeit, die wir im Gegensatz zur Jugend nun wohl festhalten möchten, so schnell vergeht. Und endlich das andere: Wie bei räumlichen Entfernungen und Bergeshöhen, sobald sie eine gewisse Grenze überschreiten, unserem Schätzungsvermögen der richtige Maßstab fehlt, so vielleicht auch unserem geistigen Auge für längere Zeiträume, die wir durchlebt haben.

Daher erscheinen uns dann die Jahrzehnte, die wir auf unserem Lebensweg zurücklegten, und die „Zeit“, wie sie sich in unserer Erinnerung darstellt, nicht im gleichen Verhält-



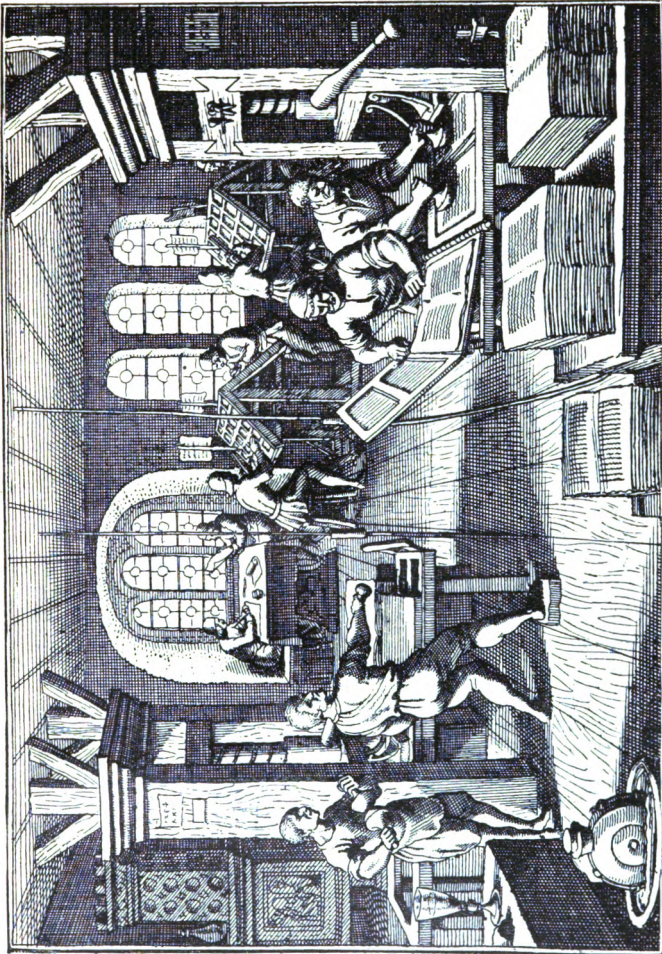
nis zueinander zu stehen: die Zeit ist uns zu schnell vergangen. —ze.

**Eine Tiroler Gemeinde im peruanischen Hochlande.** — Seit fünfzig Jahren besteht in der südamerikanischen Republik Peru in einer Höhe von rund neunhundert Metern die von dem deutschen Freiherrn v. Schüz-Holzhausen ins Leben gerufene deutsche Kolonie Pozuzo. Sie ist überwiegend von Tiroler und oberbayerischen Bauern besiedelt, denen sich einzelne Auswanderer vom Hunsrück, aus der Eifel und von der Mosel angeschlossen haben. In gesunder und schöner Lage am Kreuzungspunkt der seit Jahren geplanten Hochstraße, die über die Anden hinweg Perus Hauptstadt Lima mit dem Amazonenstrom verbinden soll, hat sie günstige Zukunftsaussichten. Einstweilen leben die Leute ohne rechte Verbindung mit der Außenwelt. Daß die Kolonie sich gehalten hat, dankt sie hauptsächlich ihrem ersten Pfarrer Joseph Egg, der von 1857 bis 1895 in ihr wirkte. Seinen privaten Lebensunterhalt erwarb er sich durch Anfertigung von — Spinnrädern. Ende 1891 bestand seine Gemeinde aus 515 Seelen, darunter 365 Deutsche, der Rest waren Indianer. Sein Nachfolger ist der deutsch-österreichische Vater Schafferer. Seine Gemeinde wohnt bis auf sieben Stunden Entfernung zerstreut auf einzelnen Bauernhöfen.

Die Schulbildung ist infolge mangelnder Lehrkräfte ziemlich gering. Es wird Deutsch und Spanisch unterrichtet, Predigt und Kinderlehre werden in deutscher Sprache gehalten, im Umgang herrscht die Tiroler Mundart. Der Geistliche beschäftigt sich im Nebenamt mit Tischler-, Drechsler- und Schmiedearbeiten und ist gleichzeitig der einzige Arzt der Gegend. Er hat zur Förderung des Handwerkes unter den Leuten eine Universalwerkstätte angelegt, die mit Wasserkraft getrieben wird. Drei Tagereisen entfernt von Pozuzo besteht eine kleine Tochterkolonie Oropampa, die aber ohne deutschen Geistlichen ist.

O. v. Z.

**Gutenbergs Werkstatt.** — Johannes Gutenberg wird allgemein als Erfinder der Buchdruckerkunst genannt. Gleichzeitig oder sogar vor ihm sollen in Straßburg Johannes Mentel,



Gutenbergs Wertstatt.

Johannes Medenbach, in Mainz Johannes Faust und Johannes Schaffer, wie Gottfrid 1642 meint, „diese Kunst ins Werk gerichtet haben“. Mit diesen fünf Johannes rivalisiert noch

ein Hans von Laudenbach, von dem ein Grabstein aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der sich im alten Augustinerkloster zu Heidelberg befindet, besagt:

„Hans von Laudenbach ist mein Nam.

Die ersten Bücher druckt ich zu Rom.

Bitt für meine Seel, Gott gibt dir Lohn.“

Die neuesten Forschungen haben jedoch festgestellt, daß Johannes Gensfleisch, nach seiner Mutter Gutenberg genannt, in der Tat der erste Erfinder der Buchdruckerkunst ist. Der alte Stich nach Matthäus Merian, den wir reproduzieren, läßt uns einen Blick in seine von ihm 1444 zu Mainz begründete Werkstatt tun.

W. F.

**Der Letzte vom Berufe seiner Väter.** — Vor einiger Zeit wurde der Geschirrhalter und Abbedereibesitzer Karl Hübner von Saalfeld vom Frühzug Saalfeld—Arnstadt überfahren und sofort getötet. Er war der letzte Abkömmling eines Geschlechts, in dem das Amt des Scharfrichters seit Jahrhunderten erblich gewesen war, und der es noch selbst, wenngleich nur einmal, ausgeübt hatte.

Sein Vater Christian Hübner war junftmäßiger Scharfrichter und für gerichtliche Exekutionen viel begehrt gewesen. Das Anwesen der Hübner, die sogenannte Scharfrichterei, liegt an der Straße von Saalfeld nach Rudolstadt gegenüber einer ehemaligen Richtstätte, dem „Rabenstein“, der im Jahre 1698 von dem fürstlichen Amt und dem Räte zu Saalfeld mit einem Kostenaufwand von einhundertzweiundfünfzig Gulden neu hergestellt worden war, damit hier die Hinrichtung des Tuchmachers Georg Rahniß aus Pöbneck, der seine Frau ermordet hatte, durch das Schwert vollzogen würde.

Christian Hübner hatte nicht weniger als sechsunddreißig Hinrichtungen vorgenommen. Unter diesen war besonders bemerkenswert die am 28. Oktober 1834 am Edartsanger in der Nähe von Saalfeld in Anwesenheit einer vieltausendköpfigen Menschenmenge vollzogene Enthauptung des Raubmörders Mackedanz, der im Heidewald den Tischler Amende aus Naschhausen erschlagen hatte. Denn dieser Hinrichtung wohnten viele andere Scharfrichter bei und zogen nach Be-

endigung der Exekution mit Musik nach der Hübnerschen Scharfrichterei, um dort durch ein Gastmahl und ein daran sich anschließendes Tanzvergnügen ihren Jahrestag zu feiern.

Die Hinrichtung des Raubmörders Johann Nikolaus Kaufmann aus Riechheim durch Christian Hübner war das letzte in Saalfeld vollzogene Todesurteil. Kaufmann hatte, um die Mittel zu seiner Verheiratung zu erlangen, am 25. Oktober 1854 den wohlhabenden zweiundsiebzigjährigen Ortsbürger Heinrich Huth in seiner Wohnung in Riechheim mit einer Art erschlagen und aus den Schränken desselben einen Fünftalerschein und dreizehn Gulden bares Geld geraubt. Seine Hinrichtung im Hofe des Rathhauses erfolgte mittels des Beils auf einem Richtblock, der eigens für diesen Zweck hergestellt worden war und im Jahre 1864 dem Hübner auch in Hildburghausen zur Hinrichtung eines Vaternörders dienen mußte. Noch im Jahre 1874 wurde Christian Hübner für die Hinrichtung des Mörders Schlörr in Sera gewonnen, zu der ebenfalls wieder der Richtblock und das Beil aus Saalfeld bezogen worden waren. Als nun dem zitternden Greise der Wink gegeben wurde, seines Amtes zu walten, warf sein mitanwesender Sohn Karl Hübner schnell seinen Mantel ab, ergriff das Richtbeil und trennte mit einem wuchtigen Schlag den Kopf des Verbrechers vom Rumpf. Er wollte damit sein Meisterstück leisten, um Berufsnachfolger seines Vaters zu werden.

Doch blieb dies die einzige von ihm vollzogene Hinrichtung, da das Grausige des Aktes ihn derartig erschütterte hatte, daß er nie wieder eine Hinrichtung ausgeführt hat. Richtkloß und Beil werden im städtischen Museum in Saalfeld aufbewahrt.

R. v. B.

**Schreibe leserlich!** — Wellington hatte einen geradezu krankhaften Haß gegen unleserlich geschriebene Meldungen. Aber er selbst schrieb noch viel schlechter als andere, und so konnte es vorkommen, daß er einem Offizier in den schroffsten Ausdrücken einen Verweis wegen schlechter Schrift erteilte, und daß nach einigen Wochen seine Order mit dem Bemerkten zurückkam, alle Offiziere der Garnison hätten vergebens versucht, die Beilen des Oberkommandierenden zu enträtseln,

und sie baten daher um Aufschluß darüber, was eigentlich in dem Schreiben enthalten sei.

Wellingtons größter Gegner, Napoleon I., hatte den gleichen Haß und die gleiche Schwäche. Man berichtet sogar, daß seine unleserliche Handschrift ihm die Niederlage bei Waterloo eingetragen habe. Er sandte an Grouchy eine Botschaft, die der General nicht genau lesen konnte. Er schwankte, ob es heiße „Bataille engagée“ oder „Bataille gagnée“ (Schlacht begonnen — Schlacht gewonnen). Schließlich einigten er und seine Offiziere sich dahin, daß das letztere gemeint sei. Sie beschleunigten den Vormarsch der Truppen nicht genügend und kamen zu spät.

Den Nutzen einer guten Handschrift lehrt uns dagegen das Schicksal Viktor Sardous. Ein Stück von ihm war bereits von vielen Theatern abgelehnt worden, als er es einer berühmten Schauspielerin unterbreitete. Auch diese wollte es achtilbs beiseite legen, fühlte sich aber von der prächtigen, deutlichen Schrift angezogen, las das Drama, setzte seine Aufführung durch und begründete so Sardous Ruhm. O. v. B.

**In griechischen Räuberhänden.** — Der englische Oberst Synge saß an einem herrlichen Maiabend des Jahres 1835 ruhig im Zimmer eines Unterkunftshauses in der Nähe der griechisch-türkischen Grenze, als die Fenster plötzlich von Kugeln durchlöchert wurden und eine Anzahl bewaffneter Griechen um das Haus Holz und Stroh aufschichteten, das sie in Brand steckten. Es blieb dem Obersten nichts anderes übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er wurde nun auf ein Pferd gesetzt, Nito, der Führer der Bande, bestieg ein anderes Pferd, und die ganze Gesellschaft schlug den Weg nach dem Olympusgebirge ein.

Der Gefangene wurde mit aller Rücksicht behandelt. Er mußte einen Brief an den englischen Konsul in Saloniki schreiben mit der Bitte, die Räuber nicht zu verfolgen, da sein Leben sonst bedroht sei. Nunmehr begann eine förmliche parlamentarische Unterhandlung. Der Oberst wurde in einer geräumigen Höhle untergebracht und bewacht, wo er übrigens das Lager und die Nahrung seiner Entführer, bestehend in Ziegenfleisch, Brot,

Wein und sogar Kaffee, teilte. Die Bedingungen seines Loslaufes waren: zweihundertfünfzigtausend Franken Bargeld, wozu noch Martinikarabiner, Uhren, goldene Ringe, Zigarrenspitzen von Bernstein, ein Feldteleskop und fünfzehn Trompeten kamen. Sollte innerhalb fünf Tagen keine Antwort eintreffen, so würde man zuerst des Gefangenen Ohren, nach acht Tagen dessen Nase und nach weiteren zehn Tagen dessen Kopf schiden.

Die „Herren Räuber“ behandeln eben die Sache ganz als Geschäft, und auch der englische Konsul tat damals das Klügste, was er tun konnte, und behandelte sie auch vom gleichen Standpunkte aus, machte gute Miene zum bösen Spiel und besorgte sich in beschleunigter Schnelligkeit wenigstens das Geld, das er durch einen ihm bezeichneten „Vertrauensmann“ übersandte.

Bei dessen Ankunft ging es im Lager lustig zu; man setzte sich im Walde in die Runde, die Geldsäcke wurden geöffnet und jedes Stück darauf geprüft, ob es nicht ein verräterisches Abzeichen trage. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß die Summe richtig und auch sonst alles in Ordnung war, wurde dem Oberst der „Sitte“ gemäß eine Tasse Wasser überreicht, worauf ein fideles Zechgelage einsetzte.

Dem Oberst wurden vom Führer aus dem erhaltenen Lösegeld der Betrag von hundert Franken, den dieser bei seiner Gefangennahme von ihm „geliehen“ hatte, wieder mit Dank zurückerstattet. Dann wurde er aus der Waldwildnis in die Ebene gebracht und, mit Nahrungsmitteln versehen, freigelassen.

Eine Verfolgung seitens der Behörden oder durch Truppen fürchteten die Räuber nicht, ihre Haupt Sorge war vielmehr darauf gerichtet, zu verhüten, daß sie nach dem Empfang des Lösegeldes nicht etwa von neidischen „Kollegen“ angegriffen würden. Deshalb hatte auch Niko als kluger und umsichtiger Mann das Gerücht verbreitet, das verlangte Lösegeld betrüge nur vierzigtausend Franken.

A. M.

**Kampf zwischen einem Gorilla und einer Bulldogge.** — In einem Ausflugsorte in der Nähe von New Orleans hat vor kurzem ein findiger Unternehmer ein ganz absonderliches Duell, einen Zweikampf zwischen einem Gorilla und einer mächtigen englischen Bulldogge, in Szene gesetzt. Es war zu

diesem Zweck in einem Gartenlokal ein Platz mit einem zwei Meter hohen Bretterzaun abgegrenzt worden, innerhalb dessen sich der Gorilla befand. Die Bullbogge wurde unter dem Beifallgeschrei der aufgeregten Zuschauer, die zumeist auf den Sieg des Hundes gewettet hatten, in die Arena gelassen. Sie sprang den Gorilla sofort wütend an, aber der zähnefleischende Affe fing den Hund geschickt, wie man einen Ball fängt, mit seinen langen Armen auf. Ein Biß in den Schädel der Dogge, ein Krachen des Rückgrates und alles war vorüber. In kaum zwei Minuten hatte der arme Hund ausgelitten. O. v. B.

**Eine Antwort in Zahlen.** — Ein tüchtiger, aber vermögensloser Ingenieur hielt bei einem Bankier um die Hand seiner Tochter an. Die Tochter hieß Elisabeth. Der Vater wies die Werbung ab, erklärte aber, daß der Ingenieur wiederkommen möge, wenn er zu großem Vermögen gelangt sei.

Der Ingenieur ging nach Amerika, wo er eine Erfindung gewinnreich verkaufte. Er hatte jetzt die Bedingung erfüllt, die ihm der Bankier gestellt hatte.

Nach fünf Jahren besuchte der Ingenieur seinen früheren Wohnort. Es wurde hier bald bekannt, daß er in Amerika sein Glück gemacht hatte. Auch der Bankier, der in der Zwischenzeit durch verfehlte Spekulationen in seinen Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen war, erfuhr davon. Bei einer Zusammenkunft mit dem Ingenieur deutete er diesem an, daß ihm jetzt eine Wiederholung der Werbung willkommen sei. Der Ingenieur erwiderte, er werde sich die Sache überlegen und ihm seinen Entschluß schriftlich mitteilen.

Zwei Tage später erhielt der Bankier als Antwort einen Brief. In ihm schrieb der Ingenieur: „Sie werden wissen, wie ich mich zu Ihrem Anerbieten stelle, wenn Sie unter die Buchstaben in dem Namen Ihrer Tochter folgende Zahlen 9 5 8 7 4 1 2 6 3 schreiben und sie in der Reihenfolge 1 2 3 usw. lesen.“ Th. S.

---

Her ausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

# Jugend

verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrische Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend-schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

## Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

**Barbarossa, Konstanz.** Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2-3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg. Offene Weine, Münchner u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Friseur i. Hause.

:: Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. ::

## Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbuch der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Bearbeitet von R. Erbe, Rektor des kgl. Gymnasiums in Ludwigsburg. Dritte, nach dem neuesten Stand der Rechtschreibfrage bearbeitete und erweiterte Ausgabe. 62.-71. Tausend.

Enthält über **100 000 Wörter.**

♦ In dauerhaftem Einband. Preis 1 Mark 60 Pf. ♦

== Zu haben in allen Buchhandlungen. ==

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!



Originalflasche

Die  aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist **Lichtenheldts echte**

## HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die **Schutzmarke: Licht;** denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit.**

In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht, versendet das **Laborat. Lichtenheldt** Meuselbach 4a (Thür. Wald) **12 Flaschen zu M. 3.80,** nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch:

# Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. ==

Don Dr. C. E. Bock,

weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. J. W. Camerer.

Mit 145 Abbildungen und 6 mehrfarbigen Tafeln.

In feinem Halbfranzband 8 Mark.

In meisterhafter und umfassendster Weise wird in diesem Werke die gesamte Heilkunde nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich gemacht. — Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen darf als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und als ein treuer Helfer in der Not bezeichnet werden. (Frankfurter Journal.)



Dampf nach Aueirp.

reißtes, durchaus modernes Werk, das die Aufmerksamkeit der Ärztemwelt verdient. (Medizinische Wochenschrift, München.)

... Es ist eine staunenerregende Leistung, die uns in diesem beinahe tausend Seiten starken Werke geboten wird, ein wahres Universallexikon, das auf jede Frage eine Antwort gibt, und wir müssen zugestehen, daß diese Antwort stets gründlich und bei aller Beständigkeit in vornehm wissenschaftlicher Art gegeben wird. Eine feine Besonnenheit liegt über der ganzen Darstellung; so wird sie in geradezu glänzender Weise selbst so schwieriger Kapitel Herr, wie derjenigen über die Prostitution, so bietet sie goldene Lehren über Ehe und über Erziehung, so weiß sie eindringlich vor Putschern und Homöopathie zu warnen und über die „Naturheilung“ aufzuklären. Genüß das Bock-Buch ist ein hervorragendes, in reichster Erfahrung ge-

Zu haben in allen Buchhandlungen.



